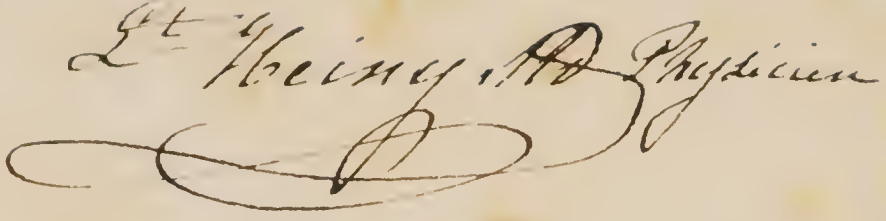
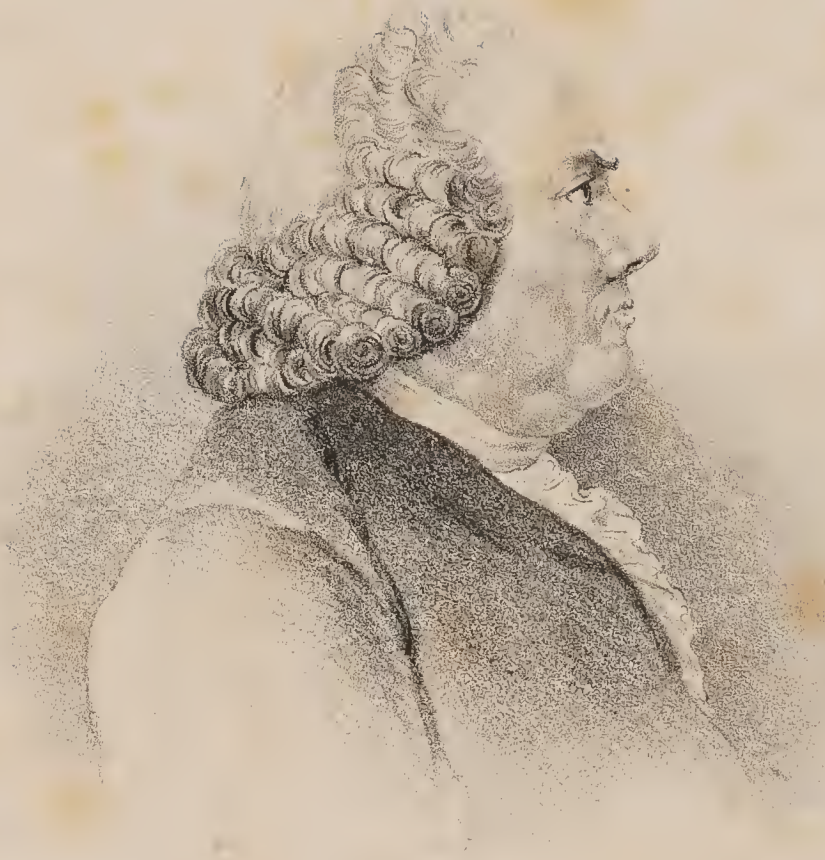


Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/s17id13413870



GERH. VAN SWIETEN.

Mediciniſche

Unterhaltungs-Bibliothek

oder

Collectiv-Blätter

von heiterem und ernſtem Colorite

für alte und junge Aerzte.

Inhalt.

1. Charakteriſtiken von Aerzten aller Zeiten.
2. Novellen und Skizzen von ärztlichem Intereſſe.
3. Fragmente zur ärztlichen Lebens-Politik.
4. Mediciniſche Länder-, Völker- und Städtekunde.
5. Poeſieen in ärztlichen Beziehungen.
6. Miscellen.
7. Aphorismen und Sentenzen.
8. Curioſa und Anekdoten.

Fünftes Bändchen.

Mit den Bildniſſen van Swieten's und Reil's.

Leipzig 1841.

Verlag von Wilhelm Engelmann.

305973

Inhalt dieses fünften Bändchens.

Seite

I. Charakteristiken:

Van Swieten. 3
Antonio Scarpa. 14
Alexis Boyer. 46

II. Novellen, Skizzen und Lebensbilder:

Dr. Chanmergy. Ein französisches Charaktergemälde von Michael Massa. 33
Ueber die Aerzte in Rom im Jahrhundert des Augustus. Von Carl Desobry. 55
Die Bildung und Stellung der Wundärzte in Preußen. Von Geh. Med.-Rath Dr. Wendt in Breslau. . . . 66
Bilder aus dem Leben.
Eine Scene in Baden-Baden in Chabert's Speisesaale. . 76
Der moderne Brustkranke. 78
Scene aus dem Leben einer Hebamme. Nach der Gazette des Tribunaux. 80
Die Nacht ist keines Menschen Freund. Von einem Ungenannten. 84

III. Fragmente zur ärztlichen Lebenspolitik:

Einiges über das Benehmen des Arztes gegen seine Kranken mit besonderer Rücksicht auf das Leben in großen Städten und in den höheren Ständen. Von einem bejahrten Praktiker. 89
Ein Wort über ärztliches Honorar, Von Jul. Sincerus. . 107

IV. Mediciniſche Länder-, Völker- und Städtekunde:

Etwas vom phyſiſchen und moraliſchen Charakter der Chineſen. Von Davis. 113
Ueber die Heilkunſt der Indier. 118
Nachrichten über die Heilkunſt bei den Chineſen. Von Gutzlaff. 123
Die Seebäder und künſtlichen Mineralwaſſer in Helſingfors. 129

V. Poeſien:

An die ärztlichen Kunſtgenoſſen 135
Naturphiloſophie. 148
Das letzte Wie in der Metaphyſik. 140
Kunſt geht nach Brod. 141

VI. Miscellen:

Humoriſtiſcher Vortrag in der erſten General-Verſammlung der deutſchen Naturforſcher und Aerzte zu Pyrmont im September 1839. Von Dr. J. H. Schmidt aus Paderborn. 145
Paracelſus Teſtament. 151
Eine neue Urheilanſtalt. 155
Ueber die Todesart einiger weltgeſchichtlichen Männer und Frauen der neuern Zeit. Von Halford. 158
Schiller als Arzt. 162
Pſychologiſche Räthſel. 164

VII. Aphorismen und Sentenzen: 167

VIII. Anekdoten: 177

I.

Charakteriſtiken.

Van Swieten.

Gerhard van Swieten, geboren am 7. Mai 1700, entstammte einem Hause, das vor mehr als vierhundert Jahren sehr berühmt gewesen, sich in seiner ordentlichen Geschlechtsreihe bis auf unsere Zeiten erhalten und Verbindungen mit mehreren der vornehmsten Häuser der Niederlande hatte. Allein van Swieten hatte keines entlehnten Lobes vonnöthen, und wir würden wohl heute den Adel und die Ehrenstellen seiner Ahnen kaum kennen, wenn er nicht durch sich selbst groß geworden wäre. In dieser Art des Verdienstes ist er der Erste, ist er der Einzige in seinem Hause gewesen. Das Unglück, seine geliebten Aeltern zu einer Zeit, da ihm ihr Beistand und ihre Leitung am nothwendigsten war, in das Grab versenken und sich unter der Aufsicht untüchtiger Vormünder zu sehen, die für die Pflegung seines Verstandes am wenigsten sorgten, gab dem jungen van Swieten ein neues Verdienst, weil er seine Talente selbst bearbeiten und ausbilden mußte. Er wurde in dem vierzehnten Jahre seines Alters noch Löwen gesendet, um sich in den Lehren der Weltweisheit zu unterrichten. Nach dem Verlaufe zweier Jahre wurde sein Name in die kleine Zahl der ersten Linie gesetzt. Würde es wohl seine Kräfte überstiegen haben, auch die Ehre des ersten in dieser Linie zu erlangen? Und warum hat er diesen Posten in Löwen, diesen so hochgeschätzten,

so vortheilhaften Rang nicht erlangt? Er befürchtete, die außerordentlichen Vorzüge, die günstigen Vortheile, die sichern Hoffnungen eines künftigen Glückes, welche mit diesem Range verbunden sind, möchten ihn in Löwen zurückhalten und der Arzneikunst entreißen, welcher er entschlossen war, sich gänzlich zu weihen. Er vermied also die Ehre, der Erste zu sein, und kehrte nach Leyden zurück.

Hier wurde er Schüler des großen Boerhave. Van Swieten schätzte sich glücklich, einen so vortrefflichen Lehrmeister zu haben, und Boerhave war erfreut, durch einen so hoffnungsvollen Jüngling die Wissenschaften zu bereichern.

Boerhave wird der vertraute Freund seines Schülers, sieht in ihm seinen Nachfolger, seinen Nebenbuhler, einen beliebten Lehrer, einen Mann, der es ihm an Ruhm gleichthun würde, ohne darum eifersüchtig zu werden, ohne die Geheimnisse seiner Kunst zu verbergen; und van Swieten bleibt ungeachtet seiner eigenen und neuen Kenntnisse, ungeachtet des Lehramtes, das er bereits versah, ein getreuer Schüler, arbeitet allezeit nach den Ideen seines Lehrers und bestrebt sich, voll der edelmüthigsten Dankbarkeit, bis an das Ende seines Lebens, den unsterblichen Namen Boerhave's auch in seinen Schriften zu verewigen.

Die Anfangsgründe der ärztlichen Wissenschaft in den Schriften des graueſten Alterthums aufsuchen und sie bis auf unsere Zeiten Schritt vor Schritt verfolgen, — aus bekannten Einsichten neue Wahrheiten herausziehen und sie durch genaue Erfahrungen festsetzen, — sich von der Gesellschaft der Menschen entfernen, — der Nahrung, dem Schlafe Alles entziehen, was nicht von einer unumgänglichen Nothwendigkeit gefordert wird — und dieses so lange zu thun, bis die Seele ganz ermüdet, eine finstere, traurige, melancholische Gestalt annimmt, bis der Körper unter der Last niedersinkt, die Kräfte verschwinden, der Schlaf fliehet, — dieß war der Fleiß, dieses das einzige Geschäft des van Swieten durch einen Zeitraum von mehreren Jahren.

Boerhave mußte dieser Anstrengung Einhalt thun, um seinen Schüler nicht zum Opfer seiner gelehrten Leidenschaft zu machen. Allein van Swieten sah dadurch schon in seinem fünf und zwanzigsten Jahre seinen Fleiß mit der Doctorwürde gekrönt. Seine Dissertation führt den Titel: De Arteriae fabrica et efficacia in corpore humano. Lugd. Bat. 1725. Wenn er sich gleich nach erlangter Doctorwürde noch immer in Boerhave's Hörsaale einfindet und diesen großen Lehrmeister in die zwanzig Jahre lesen hört: so geschieht es doch nicht, ohne zugleich selbst als ein Lehrer auf dem Katheder die Schätze seiner Wissenschaft zu öffnen. Fern davon, diese an die Zuhörer nur um Geld zu verkaufen, fern von jener Eitelkeit, sich durch ein abgeschmacktes Wortgepränge zu erheben und in der Verachtung anderer Gelehrten seine Größe zu suchen, lehrte van Swieten ohne Eigennutz, ohne Prahlerei, gründlich und offenherzig, und hatte die Freude viele geschickte jüngere Aerzte zu bilden. Daher sah er sich bei seinen Vorlesungen von den zahlreichsten Zuhörern umgeben; daher eilte man aus fremden Provinzen, aus Deutschland, Frankreich und ganz besonders England herbei, sich unter seiner Anleitung zu unterrichten und daher wurde er endlich auch auf einmal von den tückischen Kunstgriffen des Neides angefallen. Man verhüllte diesen Neid mit dem Deckmantel der Religion und machte eine Verletzung der Gesetze des Staates daraus, daß ein katholischer Lehrer den Verstand in Dingen, die zur Religion nicht gehören, öffentlich aufklären sollte. Was war zu thun? Die Universität mußte dem Strome weichen und mit Verdruß sehen, daß man ihr eine ihrer schönsten Zierden raubte, daß man die Stadt Leyden von lernenden Fremdlingen entvölkerte, und die Ehre der Republik der blinden Wuth einer Leidenschaft aufopferte. Van Swieten zog sich also von seinem Lehramte bescheiden zurück, voll des Ruhmes seiner gründlichen Gelehrsamkeit und noch mit Lobsprüchen der Großmuth überhäuft, da er selbst, und er allein die Rache, welche seine aufgebrachten Zuhörer an seinen Feinden nehmen

wollten, auf das Nachdrücklichste verhinderte. Er mußte also schweigen; aber dieses Stillschweigen hat ihm die Muße verschafft, um jenes vortreffliche Werk hervorzubringen, welches alle die Lobsprüche, die ihm das gelehrte Europa gegeben hat, bei der Nachwelt rechtfertigen wird. Es sind die unvergleichlichen Commentarien über die Lehrsätze Boerhave's von der Kenntniß und Heilung der Krankheiten deren 1. Bd. 1742 erschien. In diesem unsterblichen Werke ist nichts Uebertriebenes, nichts mit einem allzu entscheidenden Tone vorgetragen; eine liebenswürdige Bescheidenheit, sich vielmehr für einen Nachfolger als für einen Erfinder zu betrachten, herrscht da überall; unverhohlen legt er oft das offenherzige Geständniß dessen ab, was man noch nicht oder noch nicht sicher genug weiß; mit Einem Worte, van Swieten hat der Welt ein Werk gegeben, das seinem Verstande und seinem Herzen eine unsterbliche Ehre bringt und allezeit ein unumstößliches Zeugniß sein wird, wie viel sein Fleiß zur Erweiterung der Heilwissenschaft beigetragen hat. An diesem Werke hat er bis in die letzten Jahre seines Alters gearbeitet, und nur wenige Tage vor seinem Tode den Schluß desselben zum Druck gegeben. Da die Umstände ihn auf einen wichtigern Schauplatz führten, der seine Arbeit durch häufige Geschäfte unterbrechen mußte, so hat er dennoch seinen Fleiß nicht verringert. Vergebens widersetzte er sich Anfangs, vergebens verbat er einen Ruf, an den kaiserlichen Hof nach Wien zu kommen. Er wollte einen so ansehnlichen, einen ihm so rühmlichen Platz, welcher für tausend Andere der höchste Gegenstand ihres Ehrgeizes würde gewesen sein, seiner Neigung opfern, einfach, stille und ruhig zu leben.

Allein der Ruf, welcher die unvergänglichen Tugenden und Eigenschaften der großen Maria Theresia allenthalben in Europa verbreitete; das Verlangen dieser Monarchin, daß er ihrer geliebten Schwester Hülfe leisten möge; das wiederholte verbindliche Anerbieten, ihn am kaiserlichen Hofe aufzunehmen; — Alles dieses brachte ihn endlich dahin, daß er sein

Vaterland verließ, um in Wien, wohin er am 7. Juli 1745. kam, in der That mehr als ein Vaterland zu finden.

Er sah sich in kurzer Zeit an den größten Hof von Europa gebunden, als ersten Leibarzt der Monarchin Deutschlands, mit dem Vertrauen derselben beehrt, mit einem ansehnlichen Gehalte versehen, und in den Freiherrnstand erhoben. Da er die großen Absichten der Monarchin zum Besten der Wissenschaften bereits kannte, faßte er den Entschluß, den Lehrstuhl selbst zu besteigen und dieses beschwerliche Amt durch mehrere Jahre zu tragen.

Die Wissenschaften waren unter ungünstigen Einflüssen seit zwei Jahrhunderten verkümmert, und Oesterreich hinter dem nördlichen Deutschland weit zurückgeblieben. Krato von Kraftheim hatte keinen Nachfolger erhalten. Kaiser Rudolph's Bestrebungen waren ohne erhebliche Folgen geblieben, und dunkle Männer nahmen die ersten Ehrenstellen der Hauptstadt ein, während in Deutschland, Holland, England und Frankreich der Geist der Forschung sich lebendig regte, und der zurückhaltenden Macht der Jesuiten im Süden das Gleichgewicht hielt. Auch noch im achtzehnten Jahrhundert, als selbst arme und kleine norddeutsche Hochschulen sich ehrenvoll hervorthaten, und die Heilkunde durch große Gelehrte einen neuen Aufschwung nahm, war Wien ungeachtet seiner alten Stiftungen, seines Reichthums und seiner unvergleichlichen Lage, ohne Bedeutung für die Naturwissenschaften — die Begünstigung der Akademie der Naturforscher, durch welche sich die Kaiser Leopold und Karl ein ehrenwerthes Denkmal gestiftet hatten, wirkte mehr in der Ferne, als in Oesterreich selbst. Garelli, der Leibarzt und Vertraute Karl's VI., den man als den unmittelbaren Vorgänger van Swieten's betrachten kann, hat die Nachwelt nicht in Stand gesetzt, sein Verdienst zu beurtheilen, und seinen Einfluß nicht benutzt, um die Schlaffheit und Beschränkung abzustellen, in der man sich wohl befand.

Van Swieten begann die Verbesserung dieses versunkenen Zustandes mit großer Mäßigung und Weisheit. Sein eigenes Beispiel sollte wirken, und so trat er denn sogleich als Professor ein, um durch seine Vorträge den Unterschied einer trockenen und markloſen Lehrart von einer eindringenden und geistvollen anschaulich zu machen. Im Vorsaal der kaiserlichen Bibliothek lehrte er zuerst Methodologie der ärztlichen Wissenschaft, und hielt dann viermal in zweijährigen Zeiträumen Vorlesungen über Boerhave's Institutionen, die von einer großen Anzahl Gelehrter mit gespannter Aufmerksamkeit gehört wurden. So lernte er in seinen akademischen Verrichtungen, denen er mit großer Gewissenhaftigkeit neun Jahre lang oblag, den ganzen Umfang der Mißbräuche, gegen welche er anzukämpfen hatte, aber auch Männer kennen, auf deren Beistand er rechnen durfte.

Seine Amtsverrichtungen mehrten sich mit seinen Leistungen, und es währte nicht lange, so wurde ihm der ausgedehnteste Wirkungskreis zu Theil, dessen sich jemals ein Gelehrter in der Förderung der ihm anvertrauten Wissenschaften erfreut hatte. Allein selbst im Uebermaß seiner Anstrengungen vergaß van Swieten niemals den Gelehrten, überzeugt, daß ein Beamter seines Ranges selbst ein Bewahrer der Schätze des Wissens sein, und mit seinem eigenen Beispiel Tausenden vorleuchten soll. (Noch in seinen späteren Jahren erlernte er die arabische und die ungarische Sprache.) So konnte es denn nicht fehlen, daß seinen Anordnungen überall der reichste Seegen folgte, und den österreichischen Staaten schon während seines Lebens die Früchte seiner Aussaat in reicher Fülle zu Theil wurden. Niemals wurde das Vertrauen der Kaiserinn in ihren Leibarzt wankend, das aus der innersten Gesinnung dieser großen Frau hervorging, und alle äußeren Ehrenbezeugungen, welche ihm oftmals erwiesen wurden, waren weniger der Lohn für sichtbare Erfolge, als der Ausdruck einer kaiserlichen Huld von tieferer Bedeutung. Maria Theresia sah durch van Swieten ihre

Lieblingspläne zur Ausführung kommen, deren Verwirklichung ohne einen Mann von seinen Eigenschaften nicht entfernt zu hoffen gewesen wäre, sie sah durch ihn die österreichischen Staaten in den wesentlichsten Regungen des geistigen Lebens mächtig gefördert, und wie ihr denn die Größe der Aufgabe, die sie ihrem Rathgeber gestellt, einleuchtete, so konnte sie wohl seinem Scharfsinn in der Auffindung der Mittel, seiner unwandelbaren Hingebung in der Erfüllung seiner Pflichten, den Aeußerungen seiner unbeugsamen Geisteskraft und seiner unerschütterlichen Redlichkeit ihre Bewunderung nicht versagen. Sie zog ihn in allen wissenschaftlichen Angelegenheiten zu Rathe, und bekleidete ihn, abgesehen von seinen Verrichtungen als Leibarzt, mit den Aemtern eines beständigen Vorsitzers der medicinischen Facultät in Wien, wie aller übrigen in den kaiserlichen Erblanden, und eines Oberbibliothekars; sie vertraute ihm die Oberleitung alles Aerztlichen im Lande und der Büchercensur, und übergab endlich die mathematischen und die Naturwissenschaften in der philosophischen Facultät seiner uneingeschränkten Fürsorge. Diesen Verrichtungen, welche den äußeren Maßstab seiner Thätigkeit geben, blieb van Swieten bis in sein spätes Alter mit fast jugendlicher Kraft gewachsen, ohne sich jemals den Amtsgeschäften ganz aufzuopfern. Im Jahr 1769 begann indessen seine Gesundheit zu wanken, und nur wenige Jahre war es ihm noch vergönnt, sich der Früchte seiner Anstrengungen zu erfreuen. Schon im März 1772 stellten sich die Merkmale brandiger Zerstörung des Unterschenkels ein, und in Folge dieses Leidens starb er am 18. Juni desselben Jahres in Schönbrunn mit Muth und Ergebung, beweint von seiner Kaiserinn, die ihn 8 Tage vor seinem Tode oft besucht hatte, wie von Tausenden, denen er wohlgethan hatte.

Van Swieten war ein Gelehrter im vollen Sinne des Wortes, der Wissenschaft ihrer selbst willen bis an sein Ende treu ergeben; die Forschung war ihm Genuß, geistige Anstrengung Gewohnheit, Tiefe und Umfang des Wissens Bedürfniß.

Bis an sein Ende hielt er, wie Boerhave, gewissenhaft auf Eintheilung seiner Zeit. Fünf Uhr stand er auf, fuhr bald nach sechs Uhr nach Hofe, kehrte acht oder neun Uhr zurück, arbeitete bis zwei, aß dann zu Mittag, nahm arme Kranke an und besorgte seine Amtsgeschäfte, fuhr sieben Uhr wieder nach Hofe, arbeitete bis neun, und ging nach zehn Uhr zu Bett. Frei von aller Selbstsucht, wie er war, schätzte er also die Gelehrten, und suchte sie auf. Flaches Treiben war ihm dagegen zuwider, und Niemand konnte seine Zuneigung gewinnen, in dem sein Scharfblick nur äußern Schein und unlautere Absicht gewahrte. Es wird hieraus erklärlich, warum die Mehrzahl der von ihm beförderten Aerzte gediegene Männer, und viele von ihnen ausgezeichnete Gelehrte waren, durch welche sein großes Werk in nahen und fernen Kreisen rasch gefördert wurde. —

Van Swieten war, wie Boerhave, ein unbedingter Verehrer der Wahrheit. Die Lüge, die sich unter den Vorspiegelungen der Selbstsucht in tausend Gestalten einschleicht, und bald als ärztliche Politik die Wurzel der Redlichkeit vergiftet, bald in der Forschung selbst eine solche Geltung gewinnt, daß ganze Schulen durch sie eine falsche Richtung erhalten — die Lüge war ihm im Grunde seiner Seele verhaßt. So lange sein Einfluß währte, waren der Mittelmäßigkeit die Wege versperrt, und dem Verdienste die Laufbahn der Auszeichnung eröffnet. Das Verdienst war sicher, in ihm einen Fürsprecher, und so weit sein Arm reichte, einen theilnehmenden Beförderer zu finden, es erregte nie seinen Neid, sein Mißtrauen oder kleinlichen Verdacht, denn es war seiner eigenen Natur nah verwandt; er suchte es nicht unter dem großen Haufen schlauer Bewerber, den er von sich fern zu halten wußte, es konnte erwarten von ihm bemerkt zu werden, denn er ehrte die Bescheidenheit. Selten verstand es ein Staatsmann besser, sich durch talentvolle Männer zu vervielfältigen, und deshalb ist niemals die Heilkunde aus dem Taumel der Trägheit so schnell zu regem Leben

erwacht, als unter ihm in Oesterreich. Hunderte von gebildeten und ihrer Wissenschaft mit Eifer ergebenen Aerzten gingen aus seiner Schule hervor, und verbreiteten sich in alle Lande des Kaiserstaates, und selbst viele von denen, die sein Wirken nicht in der Nähe gesehen, und von seinen Lehren nicht unterrichtet worden waren, schätzten es sich zur Ehre, zum Gedeihen der Heilkunde als Schriftsteller mitzuwirken.

Die wesentlichste Einrichtung, welche nicht nur für Wien und alle österreichischen Schulen, sondern auch allgemein in Europa für die Entwickelung der Heilkunde folgenreich wurde, war die Gründung der klinischen Lehranstalten, zunächst nach dem Muster der Boerhaveschen in Leyden. Die Naturwissenschaften sollen nicht bloß studiert, sie sollen getrieben werden. Der todte Buchstabe, ja selbst das lebendige Wort des Lehrers genügt nicht; die Erscheinungen, durch welche sich die Natur offenbart, müssen gesehen, beobachtet untersucht werden, am meisten die wandelbaren und immer sich neu gestaltenden der Krankheiten. Dies leuchtete vor van Swieten den Lehrern der Heilkunde so wenig ein, daß mit geringen Ausnahmen überall der ärztliche Unterricht sich nicht über den Vortrag der Therapie hinaus erstreckte, die jungen Aerzte mithin die Krankheiten nur aus ihren Heften kannten, wenn sie nicht, was oft geschah, nach Frankreich und Italien reisen konnten, und das alte Sprüchwort aller Orten wahr wurde: Ein neuer Arzt, ein neuer Kirchhof. („Novus medicus, novum coemeterium"). Die Hospitäler waren im achtzehnten Jahrhundert fast durchgängig noch so schlecht eingerichtet, daß in ihnen die bösartigsten Krankheiten fortwucherten, und der Name des Hospitalfiebers vor dem Eintritt warnte; einen geregelten klinischen Unterricht gab es in ganz Deutschland nicht, und Wenigen wurde die Gunst zu Theil, irgend einem Lehrer an die Krankenbetten zu folgen. —

Die österreichischen Anstalten waren es, die zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Unerläßlichkeit des klinischen

Unterrichts in allen Staaten anschaulich machten, und es liegt am Tage, daß von dieser Seite die neuere Entwickelung der Heilkunde durch van Swieten vorbereitet worden ist. Soviel man auch späterhin an dem rühmlich begonnenen Werke geändert und gebessert hat, immer wird man wieder auf die Grundsätze dieses hochverdienten Mannes in der Ertheilung und Anordnung des klinischen Unterrichts zurückkommen müssen. Er wußte wohl, daß alle klinische Uebung ohne umfassende Kenntniß, ohne tiefere Gelehrsamkeit des Lehrers, und ohne vielseitige Anregung des Natursinns gebildeter Zuhörer auf beiden Seiten in empirisches Treiben ausartet, das bei der anscheinenden Faßlichkeit der Gegenstände und der Leichtigkeit wiederholter Verordnungen mit einer durchgehenden Verachtung der strengen ärztlichen Bildung endet; es war ihm offenbar, daß wenn irgend theoretischer Sektengeist der klinischen Empirie sich bemächtigt, den größten Verwirrungen des menschlichen Geistes die Bestätigung durch klinische Erfahrung nie gefehlt hat und nie fehlen wird. Durch die Wahl seines de Haen vermied er beide Klippen, die Art der Beobachtung wie des Unterrichts in der Wiener klinischen Lehranstalt konnte als musterhaft gelten, und es darf nicht unberührt bleiben, daß er durch die Forderung klinischer Jahresberichte den wissenschaftlichen Gang des Unterrichts dauernd zu sichern verstand. Der Lehrer sollte nicht bloß im Krankensaal auf den Beifall von Anfängern ausgehen, er sollte mit seinen Schülern in geistiger Verbindung bleiben, in seinen Schriften unausgesetzt Rechenschaft von der Richtung seiner Schule geben, Praxis und Theorie sich gegenseitig durchdringen lassen, in der täglichen Beobachtung der Natur der Wissenschaft als ein Gelehrter huldigen, und in der Nähe wie in der Ferne die ihm anvertraute Anstalt in Ehren erhalten. De Haen erreichte dieses Ziel, so lange ihn nicht sein Starrsinn auf Abwege brachte, auf eine alles Beifalls würdige Weise, und zeichnete allen späteren klinischen Lehrern in seinen Schriften die Richtung vor, die sie zu nehmen hätten, die Nachfolger dieses Arztes aber

haben den Gedanken van Swieten's in ihren fortgesetzten Berichten so trefflich ausgeführt, daß der Heilkunde durch diese Richtung der klinischen Literatur nicht unerhebliche Erweiterungen gesichert worden sind. Mit gleichem Eifer, und mit derselben Umsicht, aber mit ungleichem Erfolge sorgte van Swieten für die übrigen Theile des ärztlichen Unterrichts.

Bei aller Zweckmäßigkeit äußerer Einrichtungen, welche die Zeiten des Verfalls bald vergessen ließen, war van Swieten immer nur darauf bedacht, für die Lehrstellen die verdienstvollsten Männer auszuwählen, und seine Schöpfungen dem angeregten Geiste fortschreitender Bildung anzuvertrauen. Er wußte nicht nur zu verbieten, zu hindern und abzulehnen, sondern auch zu gebieten, zu befördern und zu belohnen. Nicht leicht wird ein Staat einen so einsichtsvollen und kräftigen Wiederhersteller der Heilkunde, nicht leicht einen gelehrteren Staatsmann finden, und für alle Zeiten ist zu wünschen, daß seine Tugenden, seine moralische Würde als das Vorbild in der höhern Leitung der ärztlichen Angelegenheiten leuchten mögen.

So weit die Schilderung des Lebens dieses Heros; — was sein wissenschaftliches Leisten betrifft, so kann dieß nicht besser geschildert werden, als dieß von Hecker's bekannter Meisterhand in seiner Geschichte der neuern Heilkunde (Berlin 1839) geschehen, die voraus auch für diese Skizze mitbenutzt wurde, und auf die wir daher hier mit Vergnügen verweisen. Aus dem Familienleben van Swieten's wollen wir nur noch anführen: das er 1729 mit M. L. Therese Ter Beck von Coesfeld sich vermählt hatte, mit der er zwei Töchter und drei Söhne hatte, von denen keiner Arzt wurde. Der älteste Sohn war 1782 österreichischer Gesandter in Berlin. Der zweite Auditeur an der Oberrechnungskammer in Brüssel und der dritte starb als Zögling des Theresianum in Wien. Seine Töchte waren, eine an einen Oberstleutenant und die andere an einen adelichen Gutsbesitzer verheirathet.

Antonio Scarpa.

Gleich ausgezeichnet durch seine gründliche Beobachtungsgabe, wie durch seinen unermüdlichen Fleiß, deren Vereinigung die Anatomie und Chirurgie außerordentliche Bereicherungen verdanken, nimmt Antonio Scarpa einen würdigen Platz unter den Anatomen des achtzehnten Jahrhunderts ein. Er beschränkte sich aber nicht darauf, das menschliche Leben scharfsinnig zu beobachten, und dessen Tiefen zu ergründen, sondern er griff zu gleicher Zeit mit wahrer Humanität thätig ein, der leidenden Menschheit durch Anwendung des wissenschaftlich Erkannten Seegen zu bringen, so daß, wenn die Wissenschaft einem, ihrer Vervollkommnung geweihten ganzen Leben außerordentlich viel verdankt, die Erinnerung an den Rath, die Hülfe und den Trost, die seine Mitbrüder bei ihm gefunden, ihm ein dankbares Andenken in der Reihe der Menschenfreunde sichert.

Nicht mit sanftem Kosen begrüßte ihn das Leben bei seinem ersten Morgen, und die erquickende Sonne eines heitern Glücks lachte ihm nicht froh entgegen, sondern finstere Nebel der Armuth und Entbehrung verhüllten sie. Nur der göttlichen Flamme seines Genies war es aufbewahrt, dieselben zu verscheuchen, und ihn über sein Schicksal zu erheben. Geboren zu Motta, einem kleinen Dorfe im Friaul im Jahr 1746, von armen und unbekannten Eltern, umstanden Mangel und Ent-

sagung seine Wiege, und begleiteten ihn auf seiner jugendlichen Lebensbahn. Frühzeitig schon hatte er viel Neigung für die Arzneiwissenschaft gezeigt, und durch die Unterstützung eines Verwandten die Vorstudien derselben mit Fleiß betrieben. Dieser Wohlthäter starb aber bald, und wiederum, dieser an sich schon geringen Hülfe beraubt, blieb er sich selbst überlassen. Jeder andere als Scarpa hätte vielleicht unter solchen Umständen seinem Lebensplane entsagt, und seine Zuflucht zu einer andern Laufbahn genommen; aber das Vertrauen auf seine Kräfte, seine Ausdauer in der Arbeit, und die Liebe, mit welcher er an seiner Kunst hing, ließen seine Hoffnung nicht sinken, und ermunterten ihn, in den einmal begonnenen Bestrebungen muthig fortzuschreiten. Er machte seine medicinischen Studien auf der Universität Padua unter der Leitung des berühmten Morgagni, welcher seine besondern Fähigkeiten zu erkennen Gelegenheit gehabt hatte, und ihm seine Freundschaft und besondere Achtung schenkte. Durch das häufige und vertraute Beisammensein mit diesem Meister wurde die ursprüngliche Neigung zum Studium der Anatomie immer stärker. Er gab sich derselben mit allem Eifer eines jugendlichen Enthusiasmus hin, so daß er schon im vier und zwanzigsten Jahre zum Professor der Anatomie an der Universität Modena ernannt wurde. Diese Stellung war seinen Neigungen vollkommen angemessen, und er arbeitete hier sein bekanntes Werk: de structura fenestrae auris et de tympano secundario anatomicae observationes, welches im Jahr 1772 zu Modena in Druck erschien, und das er seinem Protector, dem regierenden Herzoge von Modena Franz III. gewidmet hatte. Diese Arbeit, in der sich gründliche Kenntnisse mit scharfer Beobachtungsgabe und eisernem Fleiß verbunden darthun, lenkte die Augen der gelehrten Welt auf den jungen Anatomen und zeigte, was die Wissenschaft von ihm zu erwarten hatte. Der Herzog, dessen persönliches Wohlwollen er sich erworben, ernannte ihn noch in demselben Jahre zum ersten Chirurgen der Armee und der Militär-Hos-

pitäler. — Im Jahre 1779 erschien eine neue Arbeit von ihm: Anatomicarum annotationum liber primus de gangliis et plexibus nervorum, welche ihn den ersten Anatomen seiner Zeit an die Seite stellte, und die als Grundpfeiler seiner spätern so schätzbaren Arbeiten über das Nervensystem angesehen werden muß.

Ein Geist wie Scarpa's, der, bis jetzt blos seiner Wissenschaft lebend, die Grenzen seiner Heimath noch nie überschritten, mußte sich natürlich in die Ferne sehnen, um neue Gegenstände der Kunst und Wissenschaft zu schauen, und mit berühmten Männern, die ihn schon durch seine Schriften kannten und hochschätzten, persönliche Bekanntschaft zu machen. Diesen innern Drang zu befriedigen, glückte ihm endlich, und noch in demselben Jahre 1779 machte er eine wissenschaftliche Reise nach Frankreich, England und Holland, auf welcher er mit Vicq d'Azyr, Pott und Hunter genauer bekannt wurde, die ihn bald zu schätzen und zu lieben lernten. Aber nicht allein für Geist und Herz sollte diese Reise von wohlthätigem Einflusse für ihn sein; sondern selbst sein ganzes Geschick durch dieselbe eine bedeutende Veränderung erleiden. Zu Paris lernte er den berühmten Brambilla kennen, welcher, das volle Vertrauen Kaiser Joseph II. besitzend, bei diesem Monarchen bewirkte, daß ihm der Lehrstuhl der Anatomie zu Pavia angeboten wurde. Scarpa schwankte lange, ob er diesem vortheilhaften Rufe folgen solle, denn die Erkenntlichkeit hielt ihn in Modena zurück; aber sein erhabener Landesfürst, welcher ihn von Jugend auf unterstützt, ihm später sein volles Zutrauen geschenkt und auf einen angesehenen Posten erhoben hatte, wollte ihm in seiner weitern Laufbahn, die glänzendere Vortheile und einen seinem Geiste angemessenern Wirkungskreis darbot, nicht hinderlich sein, und erst auf das freundliche Zureden seines verehrten Fürstenent schloß sich Scarpa nach Pavia zu ziehen. Beim Antritte seiner neuen Stelle hielt er zwei ausgezeichnete und bemerkenswerthe Reden: De promovendis anatomicarum

administrationum rationibus oratio ad tyrones und: Theatri anatomici ticinensis dedicatione oratio. Von nun an betrieb er mit der größten Thätigkeit die höhere Anatomie. Die Natur hatte ihn mit allen Eigenschaften ausgerüstet, welche Untersuchungen dieser Art die glücklichsten Resultate abzugewinnen vermögen. Sie hatte ihm eine bewundernswürdige Geduld, ein vortreffliches Gesicht und vorzüglich eine bemerkenswerthe Geschicklichkeit der Hand verliehen. Nachdem er mehrere anatomische Arbeiten über das Nervensystem kurz aufeinander bekannt gemacht, gab er im Jahr 1790 seine musterhaften Untersuchungen über die Gehör- und Geruchnerven in Folio heraus, welche Schrift in der Geschichte der Anatomie und Physiologie unvergeßlich bleiben wird.

Die Behauptung Sömmering's, daß in die Substanz des Herzens keine Nerven übergehen, veranlaßte ihn zu jenen trefflichen Untersuchungen, von welchen er seinem klassischen Werke: Tabulae nevrologicae ad illustrandam historiam cardiacorum nervorum, noni nervorum cerebri glosso pharyngei et pharyngei ex octavo cerebri, die Resultate mittheilte. Wenn man dieses Werk durchläuft, welches in den freien Zwischenräumen, die ihm bei seinen anatomischen und klinischen Vorlesungen übrig blieben, mit besonderer Beobachtungsgabe verfaßt, so kann man sich sehr gut den Enthusiasmus erklären, mit welchem es von den Gelehrten aller Länder aufgenommen worden. Aber widerlegt wurde jene Behauptung keineswegs; denn auch Scarpa konnte die Nerven nicht bis in die Substanz des Herzens verfolgen; doch suchte er durch mehrere Gründe die Empfindlichkeit des Herzens darzuthun, und den Unterschied willkührlicher und unwillkührlicher Muskeln zu erläutern. Vor Allem aber lieferte er unübertreffliche Abbildungen der Nerven des Herzens, der Zungenfleisch-, Zungenschlundkopf- und Lungennerven.

Scarpa's Ruf war von nun an auf das Festeste begründet; aber er ruhete nicht auf seinen Lorbeeren unthätig aus;

denn sein Geist kannte nicht die Freuden von Capua. Die Abhandlung: **De penitiori ossium structura commentarius** war der deutlichste Beweis davon. Obgleich Barman schon vor ihm die zellichte Textur der Knochen nachgewiesen hatte, so fand Scarpa doch noch viel über diesen Gegenstand zu arbeiten. Er stellte neue Durchsägungen der Knochen an, studirte die Structur derselben gründlicher, und untersuchte die, welche ihm in Folge der Entdeckung eines alten Kirchhofs aus demselben geliefert wurden, mit der größten Aufmersamkeit. So kam dieses neue Werk zu Stande, welches den früheren in nichts nachsteht, und in welchem die Zeichnungen, von ihm selbst gearbeitet, und von Anderloni meisterhaft in Kupfer gestochen worden sind. Scarpa war nicht allein großer Anatom, sondern auch sehr geschickter Zeichner, und die, welche die Originalzeichnungen der Herznerven gesehen haben, versichern, daß dem Kupferstecher wenig zu thun übrig blieb. Von diesem Zeitpunkt an verband er sich innig mit Anderloni, den er in diese Art von Arbeit eingeweiht hatte, und die Kupfer von allen seinen folgenden Werken sind von diesem Künstler gearbeitet.

Im Jahr 1801 machte er sein Werk über die Augenkrankheiten bekannt. Hier müssen vorzüglich seine Untersuchungen über die Cataracta und seine Depressionsmethode besonders hervorgehoben werden. Die letztere zog er aus der Vergessenheit wieder hervor, und brachte es durch sein Talent und seine glücklichen Erfolge dahin, daß dieselbe in einer Epoche mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, wo doch im Allgemeinen Jeder sich mehr zur Extraction hinneigte. Zu gleicher Zeit mit Schmidt erfand er eine neue Methode der künstlichen Pupillenbildung, die in der Lostrennung des großen Umkreises der Iris an einem mehr oder weniger großen Punkte bestand, welche er aber in der Folge, nachdem er seine Methode mit der seines Freundes Maunoir in Genf verglichen, wieder aufgab.

Die Stürme der französischen Revolution hatten auch auf seine Stellung einen störenden Einfluß ausgeübt, wiewohl sein hoher Ruf ihm schützend zur Seite stand. Mit Treue am Hause Oesterreich hängend, weigerte er sich bei der Revolutionirung Italiens, den von der Cisalpinischen Republik allen öffentlichen Beamten auferlegten Eid zu leisten, und wurde deshalb seiner Stelle an der Universität Pavia entsetzt. Während der Zeit seiner unfreiwilligen Muße machte er eine Reihe Untersuchungen über die Unterbindung der Arterien bekannt, da die medicinische Gesellschaft von Paris schon im Jahr 1798 eine Preisfrage, die Operation der Aneurysmen betreffend, aufgestellt hatte. Seine allbekannte Schrift: Anatomisch-chirurgische Beobachtungen über die Aneurysmen, erschien im Jahre 1804. Das Verdienst dieses Werks ist doppelt: erstlich um die Anatomie des Arteriensystems überhaupt, und um die richtigere Kenntniß von den so äusserst vielfältigen Anastomosen der Arterien an den obern und untern Gliedmaßen insbesondere; zweitens um die chirurgische Theorie und Behandlung der Aneurysmen. In beider Hinsicht ist es die Arbeit eines Meisters, und seine Methode wurde in Italien von so günstigen Erfolgen begleitet, daß der Nutzen derselben nicht in Zweifel gezogen werden kann. Nach meiner Meinung muß der unglückliche Ausgang, den dieselbe an andern Orten gehabt, häufig dem Vergessen einiger Hauptvorschriften oder der Hintenansetzung einiger absolut nothwendigen Vorsichtsmaßregeln zugeschrieben werden. In seiner Abhandlung: über die Unterbindung der Arterien, so wie in seinen Briefen an Vacca-Berlinghieri handelt er weitläufig über diesen Gegenstand, und führt nicht allein Thatsachen an, sondern citirt auch die Bücher und Journale, in denen sie enthalten sind, und macht die Modificationen, welche Zeit und Erfahrung an seinem Verfahren angebracht, bekannt.

Als Buonaparte, nachdem er sich in Mailand zum König von Italien hatte krönen lassen, im Jahre 1805 nach Pavia

kam, und ihm die Lehrer der Universität vorgestellt wurden, fragte er sogleich nach Scarpa. Man erwiederte ihm, daß derselbe schon seit einer Reihe von Jahren aufgehört habe, Mitglied der Universität zu sein, und gab zugleich die Ursache davon an. Buonaparte gab die edle Antwort: Was thun hier politische Ansichten und Meinungen? Scarpa ist eine Zierde Pavia's und meiner Staaten, man stelle ihn sogleich wieder ehrenvoll an. Er ernannte ihn später zu seinem consultirenden Chirurgen und versprach ihm das Kreuz der eisernen Krone und den Stern der Ehrenlegion.

Im Jahr 1809 erschien sein prachtvolles Werk über die Hernien, in welchem man auf jeder Seite den gründlich forschenden Anatomen und geschickten Chirurgen erkennt. Er hat in demselben nicht allein den bis dahin ungekannten oder zum wenigsten doch unerklärten Mechanismus, vermittelst dessen einige Hernien sich bilden, aufgeklärt, sondern noch außerdem für jede Art von Brüchen die besonderen Dispositionen des Leistenrings, des Saamenstrangs, der Arteriae epigastricae, crurales und obturatoriae bezeichnet, und sehr sichere Verfahrungsregeln den Operateuren angezeigt. Seine Vorschriften zur Erweiterung des Leistenrings sind nicht zu verschmähen, denn der Vorzug, den er der mehrfachen Erweiterung giebt, stützt sich auf Gründe, welche bald durch die Erfahrungen der Chirurgen aller Länder bestätigt worden. Man kann wohl annehmen, daß die neueren Arbeiten über die Cicatrisation und Obliteration des aus brandig gewordenen Hernien hervorgehenden, widernatürlichen Afters, die Frucht und weitere Ausbildung seiner Untersuchungen über die Bildung des Darm-Infundibulums sind. Zwei Jahre darauf gab er er ein Supplement zu seinem Werke über die Hernien, in welchem er seine Beobachtungen über das Perinaeum mittheilt.

Um eine wichtige Modification, die er an der Steinoperationsmethode des Frère Côme angebracht, bekannt zu machen, erschien im Jahr 1820 seine Abhandlung über die Cystotomia

hypogastrica. Die Cystotomia recto-vesicalis, welche von einigen italienischen Chirurgen, vorzüglich von Berlinghieri und Brabantini mit Enthusiasmus angenommen worden war, bestritt Scarpa lebhaft, und zog in allen Fällen die Cystotomia hypogastrica und perinealis vor. Doch hat er in diesem Falle die Gefahren, welche aus der häufigen Verletzung der Saamengefäße entstehen sollen, zu sehr übertrieben. Sein Werk über die Hydrocele des Saamenstrangs trägt zu der so schwierigen Diagnose dieser Geschwülste, die man bald für überzählige Hoden, bald für Hernien gehalten, viel bei.

Lange Jahre hindurch beschäftigte sich Scarpa mit der Geschichte der Difformitäten, und eine seiner letzten Arbeiten ist der Behandlung dieser Affectionen geweiht, indem er durch genaue Auseinandersetzung der anatomischen Dispositionen des Tarsus und Metatarsus bei den Klumpfüßen die Behandlung dieser Abweichungen sehr zu erleichtern sucht. Daß die meisten Difformitäten des Knies durch Geduld, einen passenden Apparat und in der nöthigen Zeit geheilt werden können, sucht er ebenfalls nachzuweisen. Ausserdem publicirte er noch mehrere Schriften über Aneurisma per anastomosin, über Naevi materni, über Aneurysmen der Knochen, über Skirrhus und Krebs, u. s. w., welche allgemein bekannt sind.

Wenn wir Scarpa bis jetzt nur in seiner literarischen Thätigkeit betrachtet haben, so geschah dieses, weil er sein Leben ausschließlich der Wissenschaft und dem Wohl der Menschheit geweiht. Die Liebe hatte nicht mit sanften Banden ihn umschlungen, und kein treues Weib an seinem Heerde traulich Platz gefunden; sein Name war mit jedem Jahre bekannter und geehrter geworden, aber kein lieber Sohn, dem er denselben mit Stolz hätte hinterlassen können, folgte seiner Bahre. Aber noch eine andere Himmelsflamme als der Trieb zur Vervollkommnung der Wissenschaft durchglühte sein Inneres und erhob seinen Geist in stillen Weiheſtunden in das Reich des Schönen, um dort auszuruhen und Erquickung zu finden nach

dem mühsamen Forschen des positiv vor ihm Liegenden; es war die Liebe zur Kunst. Er hatte in seinem Hause eine herrliche Sammlung von Gemälden der berühmtesten Meister der italienischen Schule angelegt, unter den Meisterwerken eines Titian, Paul Veronese, Correggio, Broccacini, Perugino, Carraccio und Tintoretto ruhete er von seinen anatomischen Arbeiten aus, und seine Phantasie führte ihn in das Reich der Ideale.

Um jedoch nicht im Alter ganz einsam zu stehen, und Jemanden um sich zu wissen, der ihm einst die Augen zudrücken werde, hatte er einen jungen Mann, Namens Jacopi, erzogen, an den ihn noch innigere Bande, als die der Freundschaft knüpften. Aber das Geschick hatte es anders gewollt. Nachdem sein Pflegesohn unter seiner Leitung seine Studien vollendet, und zum Professorat gelangt war, starb er im 32 Jahre plötzlich, und ließ ein Werk über vergleichende Physiologie zurück, welches seinem Wohlthäter und Pflegevater durch das sich darin aussprechende Talent seinen Verlust nur noch schmerzlicher machte.

Scarpa sprach mehrere Sprachen, gab aber der lateinischen den Vorzug, und war immer von Allem, was in der chirurgischen Welt vor sich ging, genau unterrichtet. Er liebte in vertraulichen Gesprächen mit seinen Freunden und einigen ihm besonders werthen Zöglingen, sich über seine Kunst und Wissenschaft auszulassen, und über die Vervollkommnung derselben geschickt sich zu berathen. Einem seiner privilegirten Zöglinge, dem Doctor Carron de Villars, dessen Vater schon Scarpa unter seine Zöglinge gerechnet und herzlich geliebt hatte, verdanke ich sein Portrait, das einzig sprechend ähnliche, das von ihm existirt und in den Händen dieses seines Schülers sich befindet.

Einige Monate vor seinem Tode, ließ Scarpa den 3ten Band seiner Opuscules chirurgicaux erscheinen, in welchem sich sein bewundernswürdiger Brief an Weber über die Nervenganglien befindet; von welchem Cuvier sagt: Si les découvertes

annoncées par Scarpa dans cette lettre se confirment, quel vaste champ est ouvert aux physiologistes! Scarpa besaß eine fast verzehrende Thätigkeit, welche die Kraft seiner Organe zu überleben schien. Aber diese Thätigkeit bestand, wie bei Cuvier, in dem unwiderstehlichen Drange, Vieles und Großartiges zu vollbringen. Seine anatomischen und chirurgischen Werke, seine akademischen Reden, seine Untersuchungen über Kunstgegenstände beweisen es laut, und wie Cuvier das Cabinet für vergleichende Anatomie im Jardin des plantes durch seinen unermüdlichen Fleiß erschaffen, so machen die anatomischen Präparate im Kabinet zu Pavia und die seines Privatkabinets die Frage in uns rege: „Wie ist es möglich, daß Alles dieses das Werk eines einzigen Mannes sei?" Dieser einzige Mann vereinigte aber auch die Geduld, den Fleiß und die Kenntnisse von zwanzig Andern zusammengenommen; denn über zwanzig verschiedene Gegenstände hat er die Wissenschaft durch genaue und gründliche Beobachtungen und die Kunst durch Erfindung praktischer Methoden bereichert. Er war zu gleicher Zeit Direktor der mediciniſchen Fakultät von Pavia, und so lange seine Funktionen dauerten, trug er zur immer höheren Blüthe derselben emsig bei.

Schon mehrere Jahre hindurch hatte er an den Urinwegen gelitten, was sich durch zu häufiges Bedürfniß zu uriniren und durch Stiche und Jucken in der Harnröhre kund gethan. Diese Symptome nahmen immer mehr und mehr an Intensität zu, und nachdem Scarpa lange Zeit alle Hülfe zurückgewiesen, ließ er sich doch endlich vom Professor Panizza die Blase durch das Rectum exploriren, woraus hervorging, daß die Prostata zum wenigsten um das Dreifache ihres Volumens vergrößert war. Sondiren ließ er sich aus zweierlei Gründen nicht, einmal weil er fürchtete, die Schmerzen der Einführung der Sonde nicht ertragen zu können, und zweitens hegte er die Furcht, man möchte einen Stein vorfinden, und da er sich nicht der Operation unterwerfen wollte, zog er vor, in Unwissenheit darüber zu blei-

ben. So vergingen mehrere Jahre. Im October 1831, während er sich auf seiner Villa von Bosnasco aufhielt, wurde er von einem intermittirenden Fieber befallen. Nachdem dasselbe dem Gebrauche des Chinins gewichen, bemerkte man aus mehreren Zeichen einen krankhaften Zustand des Gehirns, welche beunruhigenden Symptome aber nach einiger Zeit wieder verschwanden. Im Frühjahr 1832 nahmen aber ohne bekannte Ursache die Schmerzen in den Harnwegen an Intensität zu, und es stellte sich eine vollkommene Dysurie ein, so daß man endlich gezwungen war, die Sonde einzuführen. Scarpa sondirte sich von nun an selbst, da aber die Anschwellung der Prostata die Einführung der Sonde sehr schwierig machte, trat im September eine heftige Irritation der Blase und Blasen-Katarrh mit Fieber auf. Er verlor den Appetit, seine Kräfte sanken rasch, und er endigte in der Morgenstunde des 30ten Octobers 1832 sein thatenreiches Leben.

Bei der Autopsie fand man mehrere organische Fehler im Gehirn, aber vorzüglich erhoben sich in der Blase drei schwammigte Massen von der Größe einer Nuß, welche das Orificium urethrae umgaben und fast bedeckten; die Prostata war viermal größer, als im gewöhnlichen Zustande, und bot bei ihrem Einschnitte eine weißliche Substanz dar, die vollkommen einem Markschwamme glich. — Alle Organe, welche organische Alterationen dargeboten hatten, wurden vollkommen präparirt in Weingeist gethan, und werden im pathologischen Cabinet zu Pavia aufbewahrt.

Scarpa's Schriften: De structura fenestrae auris et de tympano secundario anatomicae observationes, Mutinae 1772. — Anatomicarum annotationum liber primus, de gangliis et plexibus nervorum. Mutinae. 1779, 4. De promovendis anatomicarum administrationum rationibus oratio ad tyrones, 1783, 4. — Theatri anatomici Ticinensis dedicatione oratio. — Anatomicarum annotationum liber secundus de organo olfactus praecipuo, deque nervis nasalibus

e pari quinto nervorum cerebri. Ticini 1785, 4. — De nervo spinali ad octavum cerebri accessorio commentarius. Vindeb. 1788. — Anatomicae disquisitiones de auditu et olfactu. Ticini 1790, Fol. — Tabulae nevrologicae ad illustrandam historiam cardiacorum nervorum, noni nervorum cerebri glosso-pharyngei et pharyngei ex octavo cerebri. Ticini 1794, Fol. — De penitiori ossium structura commentarius. — Saggio di osservazioni e sulle principali malattie degli ochi. Pavia 1801, 4. Trad. par Léveillé. 1802. — Sull' Aneurisma, Riflessioni ed Osservazioni anatomico - chirurgiche, di Ant. Scarpa. Pavia 1804. Deutſch von Harles, Zürich 1808. Trad. par Léveillé, Paris 1804. — Memoria chirurgica sui piedi torti congeniti dei fanciulli e sulla maniera di corrigere questa deformita. Pavia 1803. — Sulle Ernie, Pavia 1809. –

In ſeinen Opuscule chirurgiche ſind folgende interreſſante Abhandlungen enthalten: Memoria sullo scirro e sul cancro. — Memoria sul conduttore tagliente di Hawkins. — Nota sulla litotomia. — Memoria sul taglio hipogastrico. — Lettera al professore Maunoir sul taglio retto-vesicale. — Saggio d' osservazioni sullo stesso. — Esame della terza memoria di Vacca sullo stesso. — Osservazioni pratiche sui svantaggi del taglio retto-vesicale a fronte del laterale. — Memoria sul hidrocele del cordone spermatico. — Memoria sulla gravidanza susseguita di ascite. — Nuova maniera die praticare la paracentesi dell' adome nei casi di gravidanza susseguita di ascite. — Paragone del nuovo metodo e di quello di Langstraff. — Memoria sull' Ernia del Perineo. — Memoria sulla ligatura delle principali arterie degli arti per la cura dell' aneurisma. — Lettera a Vacca Berlinghieri su questo argomento. — Lettera al Dottore Omodei sullo stesso ponto. — Appendice all' opera sull' aneurisma. — Lettere al professore Maunoir sulla cataratta e la pupilla artifi-

ciale. — Osservazioni sopra alcuni casi rari di chirurgia. — Ragguaglio sulla nevralgia cubito digitale. — Epistola de gangliis nervorum deque origine et essentia nervi intercostalis ad Henricum Weber Lipsiensem. — Epistola altera de gangliis deque utriusque ordinis nervorum per universum corpus distributione ad H. Weber. — Esame comparativo del sistema arterioso di ambedue gli arti inferiori di un Uomo 27 anni operato del Anevrisma col metodo Hunteriano. — Sulla ligatura temporaria degli arti considerato come mancante di effetto. — Cura di un ginocchio curvato in dentro. —

Alexis Boyer.

Junge Aerzte sollen recht fleißig Biographien großer Aerzte lesen und beherzigen; sie werden dadurch hohe Achtung für die Kunst, jene Ausdauer im Unglück gewinnen, die der jüngern Generation abgeht. Wie höchst belehrend und erhebend ist nicht das ganze Leben Boyer's für den denkenden Arzt: wie sehr zeigt es nicht, wie weit man es mit Talent, Muth und Ausdauer bringen kann!

Boyer war von niedriger Herkunft. Seine Erziehung wurde sehr vernachlässigt, und das Wenige, was er sich durch eigenen Fleiß eigen machte, war höchst unvollständig und ungenügend. Sein plumpes Wesen entbehrte jeder Grazie. Er wußte sich nicht geltend zu machen, hatte keine Suada, konnte nicht durch glänzenden Witz blenden, und trotz aller dieser Nachtheile wurde er einer der ersten Chirurgen seiner Zeit und der Leibarzt Napoleons. Nur seinem eisernen Fleiße, der jedes Hinderniß muthig besiegte, verdankte er seine hohe Stellung im Leben und in der Wissenschaft. Desault war sein Lehrer. Auch er hatte Alles seinem Fleiße zu verdanken, und erkannte sogleich in dem jungen Zögling den verwandten Geist und Charakter. Boyer betrieb die Anatomie mit der Genauigkeit und Aufopferung, die jedem tüchtigen Chirurgen Noth thut. Er behielt durch sein ganzes Leben eine große Vorliebe für diesen Zweig seiner Kunst, und man hörte ihn einst in allem

Ernste äußern, daß er den Leichengeruch dem feinsten Parfum vorziehe. Zunächst nahm ihn das Studium der Chirurgie in Anspruch. Er beobachtete ruhig und genau. Er besaß in hohem Grade jenen ruhigen Forschungssinn, der nichts vergißt, jenen gesunden Menschenverstand, der vielleicht weniger bewundernswerth ist, als der schnelle Blick des Genies, aber nicht selten sicherere und nützlichere Resultate liefert. Beobachten und nachdenken, sehen und dann handeln, das war sein Wahlspruch. Er verwarf alles Ungewisse, und lehrte Nichts, was er nicht auch zeigen konnte. Er besaß im hohen Grade das seltene Talent, das, was er wußte, mitzutheilen. Es giebt Leute, die sich keinen ausgezeichneten Lehrer ohne Eleganz im Ausdrucke, und ohne feurigen Vortrag denken können, und dennoch besaß Boyer keine dieser Eigenschaften, obwohl man sich zu seinen Vorlesungen drängte. Sein Vortrag war sogar schwerfällig, sein südlicher Accent unangenehm, und dennoch bildete er ausgezeichnete Schüler. Er bestach nicht durch Witz, blühende Sprache und Beredsamkeit, aber er wußte jeden Gegenstand von seinem richtigsten Standpunkte zu erfassen, und ihn mit Klarheit und gehöriger Rücksicht auf die Fassungskraft seiner Schüler zu erörtern. Er gab nie schöne Phrasen für gehaltreiche Ideen, sein logischer Vortrag führte den Zuhörer durch die verwickeltsten Thatsachen zu den richtigsten Schlüssen. Er bediente sich nie eines Heftes, Alles war in seinem Kopfe so wohl geordnet, daß er nie schwankte oder unsicher wurde, wenn es sich um Belege für seine Behauptungen handelte. Boyer war einer jener seltenen Charaktere, die aus einem Gusse geformt sind; er wußte was er wollte, und dieses ist selbst bei ausgezeichneten Männern nicht so gewöhnlich als man glaubt. Er hatte das Glück auf der rauhesten Bahn gesucht und gefunden; ohne Stolz und Pedanterei wußte er mit aller Welt zu leben, ohne deßwegen jener festen Willenskraft zu entbehren, die ihrem Ziele kühn entgegengeht. Unter einer rauhen Außenseite besaß er viel Geschmack und Geist, der zuweilen hervorblitzte, und um so

mehr überraschte, da man dem schlichten Mann eine so feine Weltkenntniß kaum zutraute. Er verachtete die Intrigue, als das sicherste Zeichen geistiger Mittelmäßigkeit, und verdankte die hohe Stellung, die er unter den Aerzten Frankreichs einnahm, seinem Talente und seinem Fleiße. Er verachtete die Künste, die auch treffliche Männer zuweilen anwenden, um schneller Ruf zu gewinnen. Selbstlob war ihm verhaßt; einfach in Benehmen und Sprache, war er höflich und zuvorkommend; er liebte die Ruhe und floh jede stürmische Versammlung. Als man ihn fragte, warum er so selten den Sitzungen der Akademie der Chirurgie beiwohne, gab er zur Antwort: „Was wollen Sie? Ich gleiche den Salzen, die nur in vollkommener Ruhe krystallisiren."

Als Boyer durch Corvisart's Empfehlung Leibarzt Napoleons wurde, änderte er nicht das Mindeste in Benehmen und Lebensweise. Er machte sich oft über Jene lustig, die sich auf ihre Titel und Orden so viel einbildeten. Einst erzählte er lachend, daß Jemand in ein Buch, daß er so eben gekauft hatte, seinen Namen schrieb, damit es ihm der Buchhändler ins Haus schicke. Nach wenigen Minuten kehrte er ganz athemlos in den Laden zurück und rief: „Ich bitte um Ihre Feder, ich vergaß hinzuzufügen, daß ich Ritter der Ehrenlegion sei." — Aber wir wollen nicht bloß den Lobredner Boyer's machen, und bekennen, daß man ihn häufig des Geizes beschuldigt. Es ist wahr, Boyer liebte das Geld, aber giebt es Viele, die ihm hierin nicht gleichen? Aber nie bediente er sich eines unrechtmäßigen oder unwürdigen Mittels, um es zu gewinnen. Man kennt viele Züge seines edlen Herzens. Warum wundert man sich, daß er sein Talent und seinen Ruf zu einem hohen Preise bei denen anschlug, die seinen Forderungen genügen konnten? Die Unglücklichen und Armen fanden in ihm stets den edlen Arzt, der sich über jedes irdische Interesse erheben konnte. Sein Reichthum machte ihn weder stolz noch verschwenderisch; er liebte das Geld, weil es seine Stellung unabhängig machte. —

Man hat auch behauptet, daß sein Wissen nicht ausgebreitet gewesen sei, daß er sich ausschließlich mit seiner Kunst beschäftigt habe. Vielleicht wollte er nicht bei jeder Gelegenheit mit seinem belletristischen Wissen paradiren, wie es so viele Andere thun, die keineswegs dazu befähigt sind; aber er war auf der Stufe seiner Kunst, für seine Kunstgenossen eine hohe Autorität geworden, und hat sich durch sein großes Werk einen sichern Nachruhm erworben. Boyer operirte nicht schnell, aber sicher. Er hielt nicht stets das Bistouri geöffnet und drohend über die Häupter seiner Kranken; schon vor Abernethy hatte er den Grundsatz ausgesprochen, daß auch gelungene Operationen in vielen Fälleu dem Operateur mehr zur Schande als zur Ehre gereichen; denn die Kunst des Chirurgen bestehe eben darin, diese gefährlichen Eingriffe unnöthig zu machen, und sie bloß für die äußersten Fälle aufzusparen. Aber mißbilligen muß man es, daß er die Fortschritte der neuern Chirurgie nicht anerkennen wollte, und von der Steinzerbohrung, einer der merkwürdigsten Erfindungen unseres Jahrhunderts mit Geringschätzung sprach. Ein wenig Skeptik schadet nichts in unserer Wissenschaft, aber wo sich die Vortheile einer Methode so offenbar ankündigen, sollte ein großer Arzt nicht den Ungläubigen spielen. Dieser Unglaube erstreckte sich auch auf andere Gegenstände, daher gehört sein großes chirurgisches Werk mehr dem 18. Jahrhunderte an, und übertrifft an Form und Inhalt alle früheren Werke. Es enthält die Resultate langjähriger Erfahrung, schließt alles Ungewisse und Hypothetische streng aus und empfiehlt sich durch Kürze, Deutlichkeit und Wahrheit.

Boyer starb an einer Nierenentzündung, den 18. November 1833.

II.

Novellen, Skizzen und Lebensbilder.

Dr. Chanmergy.

Ein französisches Charaktergemälde

von

Michael Massa.

Der Doctor Chanmergy galt bei Allen, welche ihn kannten, für einen gefürchteten Arzt, und das mit Recht. Zwar achtete Jedermann sein Talent und seine Kenntnisse, denn er war trotz der Bizarrerien seiner Laune ein praktischer Arzt von dem unbestrittensten Verdienste; aber man mußte sehr viel Muth besitzen oder sehr krank sein, um ohne Schrecken den Entschluß zu fassen, sich seiner Sorge anzuvertrauen. Blos wenn ein Kranker überzeugt war, daß das Leben mit all' seinen Schwächen und seinem Elende das einzige Positive und das Beste hienieden sei, konnte er sich entschließen, seine Rettung von Doctor Chanmergy zu verlangen; aber dann mußte man sich auf den starrsten und kältesten Blick gefaßt machen, einen Blick, der, tief und enthüllend, Alles sah und durchdrang.

Hochgewachsen, trocken, braun, kahl, mit halbgeschloßnen Augen, strengem Munde, starker Stimme, so war der Doctor oder vielmehr der Baron Chanmergy; denn obwohl er nicht von Geburt aus adelig war, so hatte ihn doch der König wegen

der ausgezeichneten Dienste, welche er der Menschheit und der Wissenschaft geleistet hatte, dazu gemacht. Nebstdem war er Mitglied der meisten Akademien der gelehrten Welt, so wie auch Ritter der höchsten Orden von Europa.

Trotz diesem Allen war es eine der niedrigsten Classen der Gesellschaft, aus welcher dieser Mann, der so hoch stieg, hervorgegangen war, und zwar zu einer Zeit, wo es nicht leicht war, sich emporzuschwingen, nur Talenten vom ersten Range und dem Genie möglich war, sich einen bedeutenden Platz zu erringen.

Schon von Geburt an verwaist und allen Mängeln des Lebens preisgegeben, hatte Theophil Chanmergy Verstand genug, zu sich selbst zu sagen, daß der Mensch auf dieser Erde nie ohne Stütze sei, wenn er es sich nur zum Gesetze macht, blos auf sich selbst zu bauen. Seine Armuth lehrte ihn bei Zeiten, daß Arbeit sowohl die heiligste der Pflichten, als auch die unerschöpflichste Hilfsquelle sei. Zugleich lehrte ihn seine Einsamkeit, daß das Studium unter allen Gütern, nach welchen der Mensch strebt, das einzig wahre und das edelste sei, weil es das einzige ist, welches uns nicht betrügt, und endlich das einzige, welches keine Reue zurückläßt. Die Arbeit verschaffte ihm Wohlstand, das Studium machte ihn berühmt, und sein wohlbegründeter, unangetasteter Ruf öffnete ihm leicht die Bahn zu Reichthümern und zu Ehren.

Wenn man den Baron Chanmergy zum ersten Male bei der Ausübung seiner Kunst sah, so schien es eher seine Absicht zu sein, Schrecken zu erregen, als das Zutrauen zu gewinnen; man holte ihn daher auch nie, außer in den verzweifeltsten Fällen und in dem Augenblicke, wo man auf Niemanden als auf Gott hoffen durfte.

Aber diese Rauheit, welche man ihm so sehr vorwarf, dieser unerschütterlicher Ernst, vor welchem Alles erstarrte, war nur Schein, nur Oberfläche, und drang nicht tiefer ein; denn, wenn im Cirkel der Seinigen ein Schmerz oder eine Freude der

Familie, die unverhoffte Zurückkehr oder der unwiederbringliche Verlust eines Freundes diese kalte Rinde schmolz, dann entwikkelte sich ein wahrhaft edles und fühlendes Herz, und man sagte dann nicht blos: der Baron ist ein mit Recht berühmter Arzt; sondern man fügte auch hinzu, daß er unendlich gut und der unbegränzten Achtung, Freundschaft und des Zutrauens würdig sei. Man sahe wohl, daß er nicht blos einen Kopf zum Denken, sondern auch ein Herz zum Lieben und Dulden hatte.

Seine ihm zur Religion gewordne Genauigkeit gegen seine Patienten, ob diese nun Palläste oder baufällige Hütten bewohnten, häufte seine Arbeiten außerordentlich. Ein Sclave der Pflichten, welche ihm sein Stand auferlegte, hätte er sich einer bösen Handlung schuldig gehalten, wenn er seiner, nur zu sehr geschmälerten Ruhe eine Stunde seiner schaffenden Thätigkeit aufgeopfert hätte. Anders war es jedoch, wenn er den Schauplatz des ärztlichen Wirkens auf einige Augenblicke verließ und sich dem behaglichen Zauber des Privatlebens hingab.

Aber welcher sonderbare und betrübende Gegensatz; hier in dem Heiligthume seines häuslichen Lebens, in dem sich seine Seele so wohl befand, wo er, die Last seiner ärztlichen Würde vergessend, fühlte, daß das Leben süß und leicht zu tragen sei, wenn man es mit einem Anderen theilt, und Beide einander dasselbe erleichtern; hier war eine schöne, junge und reiche Frau, der weder die Liebe ihres Gatten, noch die Genüsse des Luxus und der Eitelkeit noch die Huldigungen der schmeichelnden Welt fehlten. Aber obwohl von Allen geliebt, von Allen beneidet, war diese Frau doch nicht glücklich; sie verschloß ihr Auge der schönen Wirklichkeit, fand ein Vergnügen daran, die düstere Hülle der Traurigkeit um sich zu werfen und sich so von dem wahren Glücke immer mehr und mehr zu entfernen.

Doch, um nun auf den Doctor zurückzukommen, wer wird jenes sonderbare Wesen im menschlichen Geiste erklären können? Der wahre, ausgebildete Arzt ist ein geborner Beobachter; seine

Studien, die Liebe zur Kunst, die Pflichten seines Standes entwickeln dieses natürliche Talent für Beobachtung immer mehr; daher sieht sein geübter Blick überall, nur nicht an sich selbst, das versteckte Uebel, selbst unter der Hülle der blühendsten Gesundheit. Während jener so scharfsichtige und so wohl unterrichtete Arzt alle Geheimnisse der Seele und des Körpers kennt, leidet seine von ihm über Alles geliebte Mathilde, schwindet dahin, verliert ihre lebhafte Farbe und den lebendigen Glanz der Augen, ohne daß er, durch ihr sich gleich bleibendes Lächeln getäuscht, etwas sieht oder befürchtet. Ihm erscheint sie täglich gleich blühend, gleich schön, und wie er sie den ersten Tag sah, so glaubt er sie noch zu sehen. Was fruchtete also hier das Licht der Wissenschaft? Ist es vielleicht doch wahr, daß Alles in der Liebe dazu dient, uns zu täuschen?

Lag aber vielleicht nicht in dem Irrthume des Barons etwas von dem angebornen Egoismus, welcher seit der Schöpfung dem Schlamme, aus dem wir herausgebildet wurden, beigemischt ist? Ganz beschäftigt mit einem Glücke, welches ihm genügte, hütete er sich vielleicht wohl ein Unglück zu argwohnen, welches seine männliche Eitelkeit nicht für möglich hielt.

Ohne Zweifel bedurfte es nur eines Augenblickes und des Zuckens eines schnellen Blitzstrahles, um den Schleier zu zerreißen, welcher ihm die Wahrheit verhüllte; aber dann verdankte er blos dem Zufalle das aufklärende Licht, und eben der Zufall welcher Alles zu seiner Zeit an das Licht bringt, that dasselbe endlich auch für ihn.

Eines Tages wurde Dr. Chanmergy in aller Eile zu der Vicomtesse von M...., einer jungen, schönen und reichen Dame, gerufen. Der Vicomte erwartete mit ängstlicher Ungeduld die Ankunft des berühmten Arztes. Endlich langte er an; der Vicomte lief ihm von Weitem entgegen und sagte, indem er ihm die Hand drückte, mit einem Tone, der das gefühlloseste Herz rühren mußte: „Ach kommen Sie, kommen Sie; denn

sie stirbt, meine arme Hortensie, ohne das Uebel angeben zu können, welches sie tödtet."

Der Doctor runzelte die Stirne, denn die letzten Worte des Vicomte brachten ihn auf den Gedanken, daß er es hier mit einem jener künstlichen Fieber oder eingebildeten Krankheiten der Frauen zu thun haben würde, gegen welche alle Mittel der Heilkunst ohne Wirkung bleiben, und welche blos der beharrlichen und festen Ungläubigkeit, die sie beständig läugnet, weichen.

In dieser Gemüthsstimmung verließ der Baron Chanmergy den trostlosen Gatten, um sich in den Salon zu begeben, in welchem er die Vicomtesse finden sollte.

Dieses Gemach war ganz dazu gemacht, den müßigen Gedanken das grenzenlose Feld des Hinbrütens zu eröffnen. Ein schwaches Zwielicht durchdrang kaum das dreifache Gewebe der Vorhänge, welche zwei große Fenster bedeckten, und beleuchtete die verschiedenen Farbennüancen des schillernden Atlasses, der zeltartig an dem Plafond des Salons angebracht war. Zwei bis an den Plafond reichende Spiegel neigten sich gegeneinander, der eine auf dem Jaspistische des Kamines ruhend, der andere auf dem Mosaik eines aus einem versteinerten Palmbaume gehauenen Toilettentischchens. Kurz, nichts von allem Dem, was zur Weichlichkeit verleitet, die Moral tödtet, den Körper schwächt, den Geist auf Abwege führt, nichts war von dem bösen Geiste vergessen worden, welcher das Arrangement dieses Salons geleitet hatte. Und als ob Alles dies noch nicht hinlänglich gewesen wäre, verbreiteten noch überdies Blumenbouquets, Körbe und Vasen ihre gefährlichen Düfte in dem verführerischen Gemache.

„Madame," sprach der Doctor bei seinem Eintritte, „Sie selbst werden sich tödten, und nicht die Krankheit."

„Doctor, ich leide entsetzlich!" erwiderte die Vicomtesse, indem sie einen Versuch machte, sich gegen den Baron Chanmergy zu wenden.

„Gehen Sie bei Tage spazieren," fuhr er mit seinem bekannten barschen Tone fort, „schlafen sie bei der Nacht, öffnen Sie Ihre Fenster der Sonne, und Sie werden nicht ferner mehr krank sein."

„O man hat mir wohl gesagt, daß Sie ein grausamer Mann seien, und, um freimüthig zu sein, muß ich Ihnen gestehen, daß ich Sie nicht sehen wollte."

„Also ist ihr Uebel ernsterer Art, als ich im Anfange glaubte?"

„Nein, aber der Vicomte erschrickt über die leiseste Unpäßlichkeit, welche mir zustößt, und so mußte ich mich wohl einem Zwange unterwerfen, dessen Grund nur in seiner großen Zärtlichkeit gegen mich liegt. Ich habe Sie nur empfangen, um die Unruhe meines Gatten zu beschwichtigen; aber ich habe Ihnen nichts zu sagen; ich brauche den Beistand von Niemanden. Fragen sie mich also um nichts, und ich wünsche auch nichts von Ihnen, als daß Sie den Herrn von M.... über den Zustand meiner Gesundheit beruhigen. Sagen Sie ihm, daß Sie meiner Rettung gewiß wären, und er wird Ihnen glauben. — Und dann lassen Sie mich sterben."

Hier fing die junge Dame zu weinen an.

Der Doctor zog die Vorhänge auf, öffnete ungestüm das Fenster und murmelte: „In dieser verpesteten Luft kann man nicht 14 Tage leben."

Der Lichtstrom, welcher sich nun in den Salon ergoß, beleuchtete plötzlich das Gesicht der Kranken, und das hatte Chanmergy eben gewollt. Er fand es so blaß, daß die Vicomtesse ihn wirklich dauerte. Er setzte sich ganz nahe neben sie hin; Frau von M.... schob ihren Stuhl wie erschrocken zurück; der Doctor näherte sich ihr, aber ohne Affectation; endlich nahm er ihre Hand, um sich von der Krankheit, die ihm keineswegs gleichgiltig schien, zu überzeugen, wobei die Vicomtesse in außerordentlicher Verlegenheit zu sein schien.

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, Doctor, daß ich Niemandes Beistand bedarf?"

Mit diesen Worten suchte sie ihre Hand loszumachen, welche Chanmergy noch immer hielt.

„Und doch, Madame, werden Sie sich entschließen müssen, den meinigen anzunehmen; denn Herr von M.... hat mich rufen lassen, und sowohl mein Gewissen als seine Ruhe fordern die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit. Ich bin nicht hier, die Wahrheit zu schminken und will daher freimüthig sein. Sie fürchteten meinen Besuch, Madame, und ich selbst glaubte, daß derselbe unnütz sein und mir die kostbare Zeit, welche meinen Patienten gehört, rauben würde. Sie sind, wie ich Ihnen wohl sagen muß, kränker als sie glauben; erschrecken Sie jedoch nicht zu sehr darüber, und wenn Sie der Heilung kein Hinderniß in den Weg legen wollen, so werden Sie bald von der Krankheit geheilt sein, welche Sie sich selbst gegeben haben."

„Ich selbst?" sagte die junge Dame etwas betroffen.

„Ja," fuhr der Doctor fort, „Sie selbst sind die Hauptursache ihrer Leiden, und nur in Ihnen selbst liegen die wirksamsten und besten Mittel dagegen."

Die Vicomtesse schien für einige Augenblicke etwas zu überlegen, sie lispelte mit leiser Stimme einige Worte, welche ihre Lippen nicht deutlicher zu articuliren wagten. Dieser innere Kampf dauerte jedoch nur kurze Zeit, und die Kranke schien unter dem beherrschenden Einflusse des Blickes, welchen Chanmergy unbeweglich auf sie richtete, einen verzweifelten Entschluß zu fassen; endlich neigte sie sich zu dem Ohre des Doctors hinab und lispelte mit dem leisesten Tone, welchen sie annehmen konnte: „Kann ich mich Ihnen gänzlich vertrauen, Doctor?"

„Sie müssen das, obwohl ich nicht das Recht habe, Sie dazu zu zwingen."

„So wissen Sie denn, daß ich nicht geheilt werden will."

Der Doctor schien durch dieses Geständniß nicht überrascht zu werden. Er erwiderte mit einer ruhigen Strenge:

„Ich habe das Unglück, Madame, daß ich den Entschlüssen der Verzweiflung keinen Glauben schenke: und haben Sie denn schon überdies alle ihre Kraft versucht, um sagen zu können, daß das Leben eine gar so schwere Bürde sei? Ich wiederhole es Ihnen, es ist die Körperbewegung und der Aufenthalt in freier Luft, so wie der Schlaf, welche Ihnen fehlen; genießen Sie derselben und Sie werden nicht ferner zu sterben wünschen."

„Aber wird mich dies Alles," erwiderte sie mit einer auffallenden Heftigkeit, „vor der Langeweile bewahren? Diese ist das Uebel, welches mich peinigt, sie verfolgt mich überall wie mein Schatten, sie erstickt mich und wird mich auch tödten."

Die fieberhafte Energie dieser letzten Worte machte auf den gleichmüthigen Doctor einen großen Eindruck.

„Wird denn nie," sagte er in einer gewissen Aufwallung von Zorn, „Einer auftreten, welcher, gerüstet mit der Gewalt des Wortes, der Menge beweisen wird, daß die Langeweile keine Krankheit, sondern ein Rechenfehler sei?"

Er fuhr dann mit sanfterer Stimme fort:

„Lassen Sie mich Ihnen beweisen, Madame; daß bei Ihrem Alter, Ihrer Stellung in der Gesellschaft und Ihrem Vermögen die Langeweile eine Unmöglichkeit sei; lassen Sie mich Ihnen das beweisen, und Sie werden dem Arzte seine Mühe sehr erleichtern. Es giebt, wie ich glaube, keinen schlimmeren Feind unserer Ruhe als die Stimme des Gewissens, und wenn ich mich nicht irre, so darf ich wohl glauben, daß Madame keinen einzigen Grund zu Gewissensbissen haben."

„Welcher ungerechte Verdacht!" entgegnete die Vicomtesse.

„Sie vergessen, Madame, daß Sie es selbst sind, welche mich zu Ihrem Beichtvater machten. Gewissensbisse können, obwohl sie immer ein Unglück für unser Inneres sind, doch ein Gut für unsere Gesundheit sein; ferner sind sie ein Hauptmit-

tel gegen die Langeweile. Ich bin jedoch weit entfernt, Ihnen dasselbe anzurathen, da es weit edlere, sanftere und Ihrer würdigere Mittel giebt, welche den reinen Spiegel der Seele nicht trüben, und da Sie Ihren Gatten lieben . . . ." fuhr er fort, indem er absichtlich die letzten Worte dehnte.

Die Frau von M... ergriff convulsivisch die Hand des Arztes und sah ihm mit einer verzweifelten Starrheit in die Augen; sie zögerte noch zu antworten, endlich sagte sie mit einer erstickten Stimme und als ob ihr jedes Wort aus dem Herzen gerissen würde:

„Doctor, ich liebe meinen Gatten nicht!"

„Ach!" seufzte er, seinen Stuhl zurückschiebend, als ob ihn dies Geständniß, welches ihn doch in keiner Beziehung berühren durfte, schmerzhaft verwundet hätte; „ach, Madame, er scheint sie so sehr zu lieben, und Sie hassen ihn!"

„Glauben Sie nicht, daß ich ihn verabscheue; ach Gott, ich habe keine Abneigung gegen ihn . . . . Abneigung?" wiederholte sie, „das wäre doch wenigstens etwas; aber es ist nichts, nichts als Langeweile. Sehen Sie, Doctor! ich mache Ihnen da ein schweres und vielleicht auch unkluges Geständniß; aber das Unglück drückt mich schon zu lange, und ich muß endlich Jemanden haben, dem ich mein Geheimniß anvertrauen kann."

Der Doctor blieb ganz betroffen; er dachte an sein glückliches häusliches Leben, an das Herz seiner Frau, welches dem seinigen so ganz entsprach, und stellte dann, gänzlich seine Rolle als Arzt vergessend, die Frage:

„Und weiß Herr von M..., daß Sie ihn nicht lieben?"

„Welche Frage, Doctor! wagt man es denn, solche Dinge kund werden zu lassen? Sie würden sich vergeblich bemühen, Herrn von M... darüber aufzuklären, denn seine Eitelkeit würde ihm nicht erlauben, Ihnen zu glauben."

Also dachte Chanmergy bei sich, also ist es möglich, daß man sich in diesem Puncte so über die Gefühle täuschen kann,

welche man seiner Gattin einflößt. — „Hat Herr von M... vielleicht irgend ein geheimes Gebrechen?“.

„Nein, Doctor, kein einziges.“

„Sie glauben vielleicht nicht an die Aufrichtigkeit seiner Neigung gegen Sie?“

„Im Gegentheile, er fühlt gegen mich eine blinde Liebe, welche keine Opfer scheut und die mannichfaltigsten Formen annimmt, um mir täglich ergebener und liebenswürdiger zu erscheinen. Sie sehen, ich verhehle Ihnen nichts von dem Guten, welches er an sich hat, um ihm vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er besitzt Alles, was sich eine Frau wünschen kann, um glücklich zu sein; ich jedoch fühle gegen ihn nichts als die vollkommenste Gleichgiltigkeit; mein Herz hat wider Willen zwischen mir und ihm eine Scheidewand von Eis gezogen, deren Kälte ich durch alle meine Adern ziehen fühle, sobald ich nur den Ton seiner Stimme höre, oder seine Hand die meinige berührt.“

„Es ist mir leid, daß ich es Ihnen sagen muß, Madame, aber ich glaube, daß Sie mir die Hälfte ihres Geheimnisses verschwiegen haben; eine solche Gleichgiltigkeit ist nicht möglich; es muß an ihrem Gatten ein Fehler sein, den Ihnen Ihre Bescheidenheit mir zu entdecken nicht erlaubt. Es wäre doch grausam, denken zu müssen, daß die Frau, welche man liebt, welche unseren Namen trägt, so ohne Grund das Recht haben sollte, ihren Gatten zu lieben oder nicht zu lieben.“

Indem Chanmergy mit diesen traurigen Gedanken rang, folgte er nur einer Aufregung seines persönlichen Stolzes. Ohne sich von dem, was er fühlte, Rechenschaft geben zu können, hatte die sonderbare Mittheilung der Vicomtesse in ihm eine Masse von Ideen aufgeregt, in deren Gewirre ihm das Bild seiner Mathilde erschien. Aber da sein innerer Blick sie bald wieder mit dem ihr stets bleibenden Lächeln sah, so fuhr er mit der Hand über die Stirne, und sagte dann mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit:

„Ich bedaure sie Beide, Madame; aber dies ist eine Familienangelegenheit, und der Arzt hat dabei nichts zu thun."

Er stand auf. Die Vicomtesse, welche sich noch einmal gegen ihn wendete, sagte mit einem tiefen Gefühle der Verwirrung:

„Sie halten mich für eine Närrin, nicht wahr, Doctor?" — Der Doctor erwiderte nichts, sondern ging nach der Thür.

„O, wenn Sie wüßten," fuhr sie fort, „wenn Sie wüßten, was es heißt, eine Frau zu sein, welche nicht verstanden wird!"

„Madame!" erwiderte der Doctor, indem er zurückkehrte, „es giebt in der That keine verkannten Frauen, als solche welche sich darin gefallen, unbegreiflich zu scheinen."

„Ist es aber bei allen guten Eigenschaften M. . . . s meine Schuld, wenn ich fühle, daß wir Beide nicht für einander geschaffen sind. Er ist ein braver und ehrenwerther Gatte, aber weiter nichts, und daher rührt die Langeweile, welche mich bei seiner Nähe tödtet. Dies raubt mir alle Kraft und jede Freude, und ihm allein nur verdanke ich jene Blässe, welche Sie um so mehr beunruhigen würde, wenn Sie mich früher gekannt hätten."

„Ich gestehe, Madame, daß Sie so eben selbst sich das Urtheil gesprochen haben. Sie werden an Langeweile untergehen, wenigstens . . . . Aber nein," unterbrach er sich plötzlich, „Sie gehören zu jenen Frauen, welche die Verirrungen der Einbildungskraft zu Hilfe rufen, um sich von ihrem vorgeblichen Unglücke durch ein Verbrechen zu befreien. Der Himmel bewahre mich, einen unrechten Gedanken in Ihnen zu vermuthen. Ich werde zu den vielen Worten, welche Ihnen nichts helfen können, nur noch einige Rathschläge fügen, deren Befolgung von Nutzen sein dürfte. Sie sind reich, Madame, und es giebt Unglückliche, die des Trostes bedürfen, geben Sie also; aber damit die Wohlthätigkeit auf ihre Gesundheit einen gedeihlichen Einfluß ausübe, so verschmähen Sie es nicht, Ihre

Wohlthaten selbst in die Wohnungen des Jammers zu tragen: dieses Mittel zerstreut und ermüdet zugleich, und eben Zerstreuung und Ermüdung sind für Sie unerläßlich. Sie haben eine lebhafte und glühende Einbildungskraft, und die Künste bieten Ihnen die verschiedensten Wege dar, um Ihren Geist von seinem verhängnißvollen Vorurtheile abzulenken. Versuchen Sie dieses Alles, und es würde mir eine Freude sein, zu hören, daß die Vicomtesse von M .... ihre Schwachheit einigermaßen besiegt habe."

Er wollte sich von Neuem entfernen, aber die Kranke rief ihn zurück mit den Worten:

„Doctor, wenn ich todt sein werde, so verrathen Sie dem Herrn von M.... nie, daß mich die Langeweile in das Grab gestürzt habe; er würde Sie ja ohnehin nicht begreifen."

Als sie zu sprechen aufhörte, klopfte der Vicomte sanft an die Thüre.

„Ich bin es, Hortensie!" sagte er von Außen mit bescheidener Stimme, „darf man eintreten?"

Die Kranke suchte sich zu fassen, um ihm eine bestimmte Antwort geben zu können; der Doctor fühlte sich unbehaglich, denn er sah voraus, daß ihn der Vicomte fragen würde, und daß er, der jeder Verstellung feind war, antworten müsse.

„Wie blaß Sie sind, meine liebe Freundin!" sprach der Vicomte, indem er seine Frau mit der zärtlichsten Theilnahme ansah.

„Es ist nichts, mein Freund! als eine kleine Abspannung, denn ich habe mich noch nie so wohl, als eben heute befunden."

„Begreiflich," erwiderte lächelnd der Vicomte, „denn der Besuch des Arztes pflegt immer von solcher Wirkung zu sein; bei der Annäherung desselben erwacht in uns eine so lebhafte Erinnerung an die frühere Gesundheit, daß uns seine Gegenwart fast entbehrlich scheint. Der Himmel gebe es," sagte er, indem er einen forschenden Blick auf Chanmergy warf.

„Herr Vicomte!" erwiderte der Arzt, „mein Besuch kann vielleicht das Gute für Sie gehabt haben, daß ich Sie auf

die Nothwendigkeit, unsere Kranke so sehr als möglich zu zerstreuen, aufmerksam gemacht habe."

„Warum denn meinen Gemahl erschrecken? Es fehlt mir nichts, ich sage es Ihnen noch einmal, mein Freund!" Bei diesen Worten streckte sie dem Herrn v. M .... ihre Hand entgegen.

„Es fehlt Ihnen nichts, sagen Sie, Madame? — ich, der ich es sehr wohl weiß, sage, daß Ihre Krankheit sehr schwer ist," sprach der Doctor. „Reisen Sie, mein Herr!" sagte er zum Vicomte, „reisen Sie morgen, reisen Sie noch heute fort, wenn es möglich ist, und gewähren Sie Ihrer Gemahlin nicht einen Augenblick Frist; verschaffen Sie ihr ein bewegtes Leben, geben Sie ihr Luft und Sonne, und hören Sie nicht auf ihre Vorwürfe und ihre Klagen; fürchten Sie sich vor nichts so sehr als vor ihrer Ruhe, denn nur diese, das verschlossene, düstere Gemach, die schwellenden Kissen und die duftenden Blumen sind die Ursache ihrer Krankheit. Nehmen Sie sie weit und auf eine lange Zeit mit sich, überlassen Sie sie nicht einen Augenblick ihren Gedanken, und kümmern Sie sich wenig um Ihre Schwäche; seien Sie unerbittlich in diesem Puncte; denn um diesen Preis allein kann ich Ihnen eine heitere Zukunft versprechen."

Die Frau von M...., unwillig über den Mißbrauch, welchen der Doctor von ihrem Vertrauen machte, warf ihm heimlich einen zornfunkelnden Blick zu. Er hielt ihn ruhig aus und erwiderte:

„Madame, ich bin Gott für Jene, die er meiner Sorge anvertraut hat, Rechenschaft schuldig und scherze nicht mit meinen Pflichten." Hiermit grüßte er und ging.

Als der Arzt zu Hause angelangt war, begab er sich seiner Gewohnheit nach unmittelbar in Mathildens Gemach. Sie war in ihrem Boudoir, welches eben so, wie der Salon der Vicomtesse, nur von einem schwachen Dämmerlichte erleuchtet war.

„Es ist hier sehr düster," sagte der Doctor, indem er die doppelten Fenstervorhänge öffnete. — Seine Augenbraunen näherten sich einander, und er fühlte sich im Herzen beklommen.

„Es ist ja immer so bei mir," antwortete Mathilde, „Sie wissen ja recht wohl, Freund, daß ich das helle Tageslicht nicht ertragen kann."

Und wirklich waren die Gardinen immer so übereinander gerollt, daß sie den Sonnenstrahlen den Eingang verwehrten. Der Baron machte heute zum ersten Male diese Bemerkung, daher schämte er sich dessen, was er gesagt hatte, und sah sich im Boudoir rings um, um wieder zu Fassung zu kommen. Plötzlich blieb sein Blick auf einem Gestelle mit porzellanenen Vasen ruhen; ein Gefühl von Frost erfaßte ihn plötzlich.

„Sie haben da Blumen, Mathilde?" fragte er mit einer sonderbaren Bewegung in seiner Stimme; denn er erinnerte sich mit Schaudern an die Blumen der Vicomtesse.

„Ei freilich habe ich Blumen," erwiderte die junge Baronin, „warum überraschst Sie dies heute? ich hatte ja früher auch welche hier, die Sie sehr schön fanden."

Der Baron erinnerte sich dessen auch wirklich; aber ohne sich Rechenschaft von der tumultuarischen Bewegung in seinem Innern geben zu können, näherte er sich dem Sopha, auf welchem Mathilde saß, und ihn mit jenem Lächeln, das sich immer in der Gegenwart ihres Gatten über ihre Züge verbreitete, ansah. Er stellte sich gerade vor sie hin, und indem er sie mit Schrecken betrachtete, rief er aus:

„Ach mein Gott, wie blaß Sie sind, liebe Freundin?"

„Blaß?" wiederholte Mathilde, „doch nicht blässer als gestern; und bin ich denn nicht immer blaß?"

Er wußte auf diese einfache Frage nichts zu antworten.

„Ueberdies," fuhr sie fort, „ist es nichts, mein Freund, als ein wenig Ermüdung; denn ich habe mich noch nie so wohl gefühlt, als eben heute."

Dieselbe manierirte Sprache, dasselbe Lächeln, welches nicht aus dem Herzen kam, und fast dieselben Worte auf dieselbe Frage; ach! nun vermochte der Doctor nicht mehr seine Aufregung zu besänftigen. Seine Täuschung verschwand, und ihm ward es nun klar vor dem Blicke; mit großen Schritten im Zimmer auf und abgehend, murmelte er in dem Tone der Verzweiflung;

„Barmherzigkeit, Mathilde, Gnade . . . sage, sage mir, was habe ich dir denn gethan? . . . Liebe ich dich nicht genug."

„Ich begreife Sie nicht, mein Freund!" erwiderte die junge Frau, welche durch diese plötzliche Aufregung außer Fassung gekommen war.

„Die Langeweile nagt an Ihnen, Madame!" fuhr er mit Heftigkeit fort, indem er vor ihr stehen blieb; „ja, die Langeweile ist es, ich sehe dies wohl. Aber warum ennuyiren Sie sich mit mir?" — Bei diesen Worten kniete er sich halb an dem Sopha nieder.

Mathilde hob ihn auf, streckte ihm ihre Arme entgegen, drückte ihn an sich und stützte ihr Haupt an seine Schulter, und während ihre Füße wie die eines zornigen Kindes zitterten, antwortete sie weinend:

„Ich weiß nichts davon, in der That, ich weiß nichts davon!"

Wie vom Blitze gerührt blieben Beide eine lange Zeit in dieser Stellung; keines wollte zuerst den Kopf erheben, denn sie fühlten nur zu wohl, daß sie nach dieser verzweifelten Entdeckung, und diesem verhängnißvollen Geständnisse einander nicht ohne Furcht ins Auge sehen konnten.

In diesem schnell herbeigeführten, aber entscheidenden Augenblicke, in welchem zwei mit einander vereinigte Wesen schaudernd den Abgrund maßen, welcher sie trennte, war von beiden Seiten ein großer Fehler begangen worden; dem ernsthaften Manne hatte es an Klugheit gemangelt, und der verstellten Frau an Geistesgegenwart. Chanmergy hatte bei

dem Ausbruche seiner Verzweiflung Mathilden zu übereilt gefragt, und diese hatte durch ihr Weinen und ihr Zittern nur zu gut geantwortet.

Nach diesem langen Augenblicke des Schmerzes und der Verwirrung entwand sich der Baron ohne Heftigkeit den Armen Mathildens, holte sich mit abgewandten Blicken einen Stuhl, setzte sich vor sie und sprach, indem sie noch immer zu weinen fortfuhr:

„Ich klage Sie nicht an, Mathilde; denn es wäre ungerecht und lächerlich von mir, heute noch von Ihnen eine Liebe zu begehren, die ich Ihnen nie einzuflößen im Stande war. Meine rücksichtslose Zärtlichkeit, meine ewig thätige Sorge für Ihr Glück konnten Ihnen nichts als eine Pflicht, nämlich die der Dankbarkeit aufbürden. Und jetzt, wo die erste Wirkung des Erstaunens vorüber ist, jetzt, da der Schlag geschehen und der Schmerz gemildert ist, obwohl die Wunde noch blutet, jetzt muß ich Ihnen gestehen, Mathilde, daß Sie dieses Gefühl der Dankbarkeit, das einzige, welches ich von Ihnen fordern darf, gegen mich bis zum Heroismus aufrecht erhalten haben."

Hier schwieg er, nicht um in den Zügen seiner Frau den Eindruck seiner Worte zu beobachten, sondern um sich zu sammeln; denn obwohl er mit der weisen Mäßigung eines ruhigen und überlegenden Geistes gesprochen hatte, fühlte er sich dennoch erschöpft; denn es hatte ihm ungeheure Mühe gekostet, seine stürmenden Gedanken in so sanfte Ausdrücke zu fügen, als ihm hier nothwendig schien. Sonst kamen in Mathildens Nähe die Worte natürlich aus der Seele, aber in einem Augenblicke wie dieser, kostete ihm die nöthige Fassung ungeheure Mühe.

Bei den Worten Dankbarkeit und Heroismus erhob die Baronin ihr Haupt, und richtete ihren um Mitleid flehenden Blick auf ihren Gemahl; denn sie erwartete in der Miene des Doctors einen Ausdruck von Ironie zu finden; allein jene trug nichts, als das Gepräge des tiefsten Schmerzes; da brach ihr

Herz, und als ob sie den Sinn dieser sonderbaren Worte enthüllen wollte, lispelte sie: „Dankbarkeit? Heroismus?"

„Und ist denn," erwiderte der Doctor, „diese Beharrlichkeit im Dulden der Liebe eines Mannes, welche man nicht erwiedern kann, etwas Anderes? Welchen anderen Namen, als den von Dankbarkeit und Heroismus können Sie der Sorge geben, welche Sie durch zwei Jahre hatten, um mir Ihren Verdruß, Ihre Langeweile, vielleicht auch Ihre Abneigung zu verbergen?"

„Ach, mein Herr! Sie werden doch dies nicht glauben?"

„Und weiß ich denn nicht, Mathilde, wie schnell sich das menschliche Herz da zur Antipathie neigt, wo es nicht lieben kann? Für die Menschen, welche uns im gewöhnlichen Leben durch Zufall oder in verschiedenen Zwischenräumen begegnen, können wir weder Liebe noch Abneigung fühlen, aber man fühlt nicht diese blos halbe Zärtlichkeit oder Kälte gegen diejenigen, mit denen man für immer zu leben verpflichtet ist. Zwischen Gatten ist eine völlige Gleichgiltigkeit nicht denkbar; denn hier ereignen sich täglich zu viele Umstände, welche entweder den Haß aufmuntern, oder im Gegentheile die Liebe rechtfertigen. Es ist da entweder eine Wonne, oder eine Qual, unter demselben Dache athmen zu müssen; Sie sehen also, daß man, ohne widerstehen zu können, sich lieben oder hassen muß; und Sie lieben mich nicht!"

„Aber," rief Mathilde, „ich liebe Sie, bei Gott! ich liebe Sie, wie an dem ersten Tage unserer Liebe."

„Das wollte ich eben sagen; Sie haben mich nie geliebt, und doch konnte ich das Gegentheil glauben! Wie sich doch das Herz willig der Täuschung hingiebt! denn nur meine Blindheit allein muß ich anklagen. Listige Verschlagenheit war nie Ihr Verbrechen, und die berechnende Verstellung war ihrer Aufrichtigkeit fremd; Sie duldeten blos ohne zu klagen, und ich beunruhigte mich bei meiner Leichtgläubigkeit nie über das Schweigen, welches mir doch Alles hätte aufklären können!"

„Warum sprechen Sie doch so," antwortete Mathilde, „habe ich Ihnen denn gesagt, daß ich unglücklich sei?"

„Es ist nicht genug, Mathilde, daß Ihnen das Leben in meiner Nähe erträglich erscheine, sondern Sie müssen es auch schön finden; unser gemeinschaftliches Glück ist nur um diesen Preis zu erlangen. In der Ehe darf man nie sagen, ich erwarte ein besseres Loos; denn dann bleibt Einem nichts mehr, nichts als eine verbrecherische Hoffnung."

„Aber mein Gott, woher kommt es, daß Sie die Sachen nun so ernsthaft nehmen?"

„Weil es sich um eine so ernste Sache handelt; und da es zu dieser traurigen Erklärung kommen mußte, so soll diese auch freimüthig und vollständig sein, damit sie nicht noch einmal zwischen uns nöthig werde. Hören Sie mich, Mathilde, und weinen Sie nicht so sehr; ich werfe Ihnen nichts vor, und erkläre Ihren Mangel an Offenherzigkeit für kein Verbrechen; im Gegentheile danke ich Ihnen für die zwei Jahre des Irrthums und des Glückes, möchte ich sagen, welches ich ihm verdanke; denn nicht Sie haben mich mißbraucht, und Sie haben mich auch nicht enttäuscht; denn wäre mir nicht das Licht von wo anders hergekommen, ich wäre noch unendlich weit davon entfernt, die Wahrheit zu vermuthen."

„Und was hat man Ihnen denn sagen können?" fragte Mathilde lebhaft; „man hat mich verleumdet, das schwöre ich Ihnen; denn Gott ist mein Zeuge, daß ich nie gegen Jemanden über Sie klagte . . . Und hätte ich mich denn je über Sie zu beklagen gehabt?"

„Es ist der bloße Zufall, welcher mir die Binde von den Augen nahm; aber was liegt daran, woher mir diese traurige Klarheit geworden ist? Weil ich jetzt nur zu gut sehe, so lassen Sie mich Ihnen Alles sagen, was mir unsere unglückliche Lage eingiebt. Ich habe Sie geliebt, Mathilde, das wissen Sie; ich liebe Sie heute noch und werde dies wohl immer thun. Ich weiß, daß es in dieser Welt noch eine andere romantische

Liebe giebt, welche gewisse Frauen haben müssen, damit sie sich wahrhaft geliebt glauben. Die meinige hat nichts von den tollen Entzückungen, an denen die andere so reich ist, sondern es ist die beständige und rechtmäßige Liebe eines Gatten; es ist diejenige, durch welche ein rechtliches Weib gerade die Summe von Glück genießt, auf die es hienieden zu hoffen berechtigt ist."

„Gab ich Ihnen je Anlaß zu dem Gedanken, daß ich nicht glücklich wäre?"

„Nein, niemals, wenigstens bis jetzt nicht; aber von heute an weiß ich, daß Sie es nicht sind, und dieser Gedanke ist mir unerträglich. Wir können nicht fortfahren auf diese Art zu leben, Mathilde! Ich will meine Existenz nicht um den Preis eines ewigen Zwanges und eines uns fortwährend verfolgenden Mißtrauens und Zweifels erkaufen."

„Aber um des Himmels willen, welchen Vorschlag wollen Sie mir da machen?" fragte die junge Dame äußerst bestürzt.

„Keinen anderen, als einige Monate mit Ergebung und Muth den Versuch zu machen, ob Sie Ihren Verdruß überwinden und mir näher kommen können; und wenn nach dieser Probezeit Ihre Melancholie fortdauert, Ihre Thränen fortfließen und mir Ihre Blässe beweist, daß das Uebel unheilbar sei, dann, Mathilde, dann . . ."

Hier hielt er inne, als ob er fürchtete fortzufahren, und Thränen stürzten aus seinen Augen.

„Nun wohl, und dann . . .“? wiederholte Mathilde ängstlich.

Chanmergy's Stimme zitterte, sein Blick wurde unstät, und er stotterte mit gesenktem Haupte die Worte:

„Nun wohl, dann müßten wir uns trennen?"

„Uns trennen?" rief Mathilde . . . „Wie? habe ich Sie recht verstanden? Uns trennen? Sie müssen vergessen, was Sie gesagt haben, denn ich will es auch!"

„Und doch müssen Sie wissen, Mathilde, daß ich, wenn Sie auch Muth genug haben, so schwer zu dulden, Sie doch

zu sehr liebe, um Ihnen Ihre Freiheit vorzuenthalten; denn ich will nicht, daß Sie der fruchtlosen Mühe unterliegen sollen!"

„Uns trennen?" wiederholte die junge Baronin mit großer Heftigkeit; „mit welchem Rechte werden Sie mich zu einer Scheidung zwingen können?"

„Mit dem Rechte, welches mir meine Liebe für Sie gegeben hat; auch diese Liebe kann nach Umständen einen Heroismus annehmen, denn sie wird sich eher zu den grausamsten Opfern verdammen, als sich Ihnen aufdringen wollen. — Unterbrechen Sie mich nicht, ich bitte Sie; Sie wissen nicht, wie vielen Muthes ich bedarf, um so mit Ihnen zu sprechen. Zu dem, was ich Ihnen in diesem Augenblicke sage, bewegt mich weder eine Aufwallung des Unmuthes, noch meine gekränkte Eitelkeit. Wenn ich bei Ehegatten bemerkte, daß auf der einen Seite ein geringerer Grad von Zärtlichkeit vorhanden war, so beklagte ich beide Theile in gleichem Maße; und ich wünschte ihnen zu ihrem gemeinschaftlichen Besten hinlängliche Freimüthigkeit, um einander das zu sagen, was ich nun eben Ihnen sage. Nein, unter dem ehelichen Dache darf nicht Einer allein glücklich sein; denn von dem Augenblicke an, als das Eine die Liebe des Andern blos bemitleidet, muß das zarte Band zerreißen. Denn es ist Feigheit, sich mit dem geschriebenen Gesetze gegen ein widerstrebendes Herz zu bewaffnen, so wie es eine Grausamkeit ist, jene, welche unsere Gesellschafterin sein sollte, als Sclavin an uns zu fesseln."

„Und bin ich denn das nicht?" erwiderte zärtlich Mathilde, welche dieser lästigen Scene ein Ende machen wollte. „Und war denn mein Betragen wirklich so tadelnswerth? Ich habe geweint, nun wohl, hat denn nicht Jedermann seine Tage der Traurigkeit, des Verdrusses?"

„Ohne Zweifel, aber dann muß man wenigstens die Ursache davon anzugeben wissen."

„Es mag sein," erwiderte sie, „aber hier ist sie unerklärlich; ich überlasse mich oft meinen thörichten Träumereien, das

gebe ich zu; aber darin liegt noch kein Grund für Sie, sich so argwöhnisch zu zeigen."

„Mein Herz ist schmerzhaft verwundet," antwortete traurig Chanmergy.

„Das sehe ich wohl ein, mein Freund! daß ich Unrecht gehabt habe, und bitte Sie dafür um Vergebung: was bedarf es noch mehr, um von Ihrer Stirne die Runzeln zu verjagen? Wollen Sie mich lächeln sehen? nun wohl; ist es nicht dasselbe, welches Sie an mir so gerne sahen?" — Bei diesen Worten lächelte die junge Frau mühsam.

„Ach, Mathilde!" sprach ihr Gemahl zu ihr, „wenn dies Alles aufrichtig wäre! Aber ach, ich wage dies nicht zu glauben."

„Wie? wollen Sie denn ihre bösen Drohungen immer von Neuem beginnen? Ich ließ Sie so lange sprechen, als Sie wollten, lassen Sie mich daher nun auch an Ihnen rächen, Sie Zänker; lassen Sie mich Sie recht innig umarmen, um Sie für das Uebel zu strafen, welches Sie gestiftet haben. Wie? Sie konnten zu mir von Scheidung sprechen? zu mir, Ihrer Mathilde! O dieses Wort darf nie über Ihre Lippen kommen, denn ich könnte es Ihnen nicht mehr so leicht vergeben. Dies war unser erster Zank und er war schrecklich; es soll nie mehr zwischen uns eine Erwähnung davon gemacht werden, versprechen Sie mir das, und um diesen Preis will auch ich mich bemühen, nie mehr solche Vorwürfe, wie Sie mir gemacht haben, zu verdienen."

Nach neuen Liebkosungen fuhr sie zärtlich fort:

„Wie Sie gelitten haben, Sie böser Mann, und wie sehr ich selbst litt! Verstehe mich also wohl, beurtheile für die Zukunft meine Thorheiten nicht mehr so tragisch, denn sonst müßte ich aufhören zu glauben, daß der Weisere unter uns Zweien der große Doktor sei."

Bei diesen Schmeicheleien der jungen Frau stach das Gefühl einer ihr zugefügten Kränkung so wohl hervor, daß der

Baron, welcher sich innerlich vorwarf zu viel gesagt zu haben, und Mitleiden mit dem Muthe fühlte, mit welchem sie sich zu betäuben suchte, sich stellte, als ob er in die Wahrheit ihres Lächelns keinen Zweifel setze. Er überredete sie daher mit einer scheinbaren Nachlässigkeit, daß er eben sowohl ihren Worten, als ihren Liebkosungen vollkommenen Glauben schenke.

„Nun wohl!" sprach er, „Alles soll vergessen sein, und wir wollen nie mehr davon sprechen. Ich weiß nichts mehr davon, und ich habe in Deiner Nähe nur angenehme Gedanken, denn ach, Mathilde, die Vergangenheit war gar zu schön."

„Und ich stehe Dir auch für eine eben so schöne Zukunft," fügte sie hinzu.

Es ist gewiß, daß hier auf beiden Seiten eine Lüge gesagt wurde; allein sie ist zu entschuldigen, denn sie stützt sich auf keinen schuldigen Gedanken. Mathilde und ihr Gemahl betrogen sich einander gegenseitig, jedoch in einer edlen Absicht; sie aus Ergebung und er aus Edelmuth, und vielleicht sagten sie zu einander!

„Wenn es wahr ist, daß in unserem Willen allein unsere Kraft liegt — nun wohl, so wollen wir durch unseren Willen glücklich werden, und vielleicht gelangen wir gerade auf diesem Wege dahin, unser Glück zu gründen."

Ueber die Aerzte in Rom im Jahrhundert des Augustus.

Von

Carl Desobry.

(Nach dem Werke: Voyage d'un Gaulois à Rome, ou Rome au siécle d'Auguste, par Mr. Charles Desobry. Paris 1835. und nach der Gaz. médic. de Paris 1835. Nr. 46.)

Was sind die Aerzte? wirst Du mich ohne Zweifel fragen. Kaufleute werde ich Dir antworten, die mit Gesundheit handeln, die aber nicht immer echte Waare liefern; eine Art von Wahrsagern, welche die kranken oder sich für krank haltenden Römer herbeirufen, um von ihnen geheilt oder erleichtert zu werden. Nichtsdestoweniger hat auch die Medicin ihre Ungläubigen, und es giebt genug Leute, die der Meinung sind, daß dieselbe in der That nur zur Aufrichtung der Gemüther der Kranken zu gebrauchen sei.*) Kaiser Tiberius, einer dieser Zweifler, pflegt zu sagen: nach dem dreißigsten Jahre müsse

---

*) Petron. 42.

Jeder sein Arzt selbst sein, und er verspottet diejenigen welche es anders machen *).

Ich weiß nicht, ob diese Meinung bei den alten Römern allgemein verbreitet gewesen ist; man kennt aber die Aerzte nicht viel länger, als zweihundert Jahre in Rom. Vordem hatte das römische Volk ohne Aerzte gelebt, nicht aber ohne Arzneikunde **): es hatte die der Erfahrung, da es lange Zeit hindurch bei den Wiedergenesenen Gebrauch war, die Mittel, denen sie ihre Heilung verdankten, in dem kleinen Tempel der Febris, welcher ganz auf der Höhe des Vicus longus stand, aufzuzeichnen ***).

Der erste Arzt welcher in dieser Stadt erschien, war Archagathus. Er kam vom Peloponnes, 535 nach Roms Erbauung. Er erhielt das römische Bürgerrecht, und man kaufte ihm, auf öffentliche Kosten, auf dem Acilischen Scheidewege einen Laden, um da sein Handwerk zu treiben. Da er sich mit der Heilung von Wunden abgab, wurde er Wundarzt genannt. Seine Ankunft erregte die größte Freude; allein die Grausamkeit, mit welcher er schnitt und brannte, brachte ihm den Beinamen des Scharfrichters und flößte Abscheu vor der Kunst im Allgemeinen ein und vor allen Aerzten.

Dies verhinderte nicht, daß von da ab die Medicin in Rom sich einbürgerte. Ich sage, die Medicin und nicht, die Aerzte, welche von jener Zeit an bis in das gegenwärtige Jahrhundert immer Ausländer gewesen sind, und hauptsächlich Griechen. Wenig Römer haben die Arzneikunst ausgeübt oder thun es jetzt; und dann auch nur, nachdem sie in Griechenland studirt, da ein Arzt, der nicht griechisch spricht, nicht im geringsten Ansehn steht, selbst bei denen nicht, die diese Sprache nicht

*) Tacit. Ann. VI. 46.

**) Plin. XXIX. I.

***) Val. Max. II. 5. 6.

verstehen; die Kranken haben in Dingen die ihre Gesundheit betreffen, mehr Vertrauen zu dem ihnen Unverständlichen *).

Wenn die Römer fünf Jahrhunderte hindurch keine Aerzte hatten, so haben sie sich seitdem reichlich schadlos gehalten, und sie stehen ihnen sogar unter ihren Sklaven zu Gebote; jeder etwas begüterte Mann zählt deren mehrere in seinem Hause **). Nach ihrer Freilassung, fangen diese Hausärzte an, für das Publicum zu arbeiten ***). Sie brauchen dazu gar keiner höhern Genehmigung, da die Medicin eine völlig freie Kunst ist. Es darf sich nur Jemand für einen Arzt ausgeben, und man glaubt es ihm aufs Wort, obgleich keine andere Betrügerei von so traurigen Folgen sein kann, wie diese, aber Niemand achtet darauf, so verlockend ist die Hoffnung. Kein Gesetz straft die Unwissenheit. Die Aerzte unterrichten sich auf Gefahr und zum Untergang derjenigen, die ihre Hülfe angesprochen haben; ihre Erfahrungen kosten diesen Unglückseligen das Leben, und unter allen Bürgern sind es die Aerzte allein, denen es gestattet ist, straflos zu tödten. Ja, noch mehr, es trifft sie kein Vorwurf; man schiebt es auf die Unmäßigkeit der Kranken, und die Todten haben immer Unrecht †).

Sylla wollte die Aerzte für Fahrlässigkeit und Ungeschicklichkeit verantwortlich machen und gab ein Gesetz, das diese beiden Vergehen mit Verbannung oder selbst mit dem Tode bestrafte ††). Seit langer Zeit beobachtet man dieses Gesetz nicht mehr, was um so betrübender ist, als gerade die ärztliche Beschäftigungsart eine sehr sorgfältige Aufsicht forderte, da die Aerzte die Heilmittel, die sie verordnen, selbst bereiten und in

*) Plin. XXIX. 1.

**) Seneca, de const. sap. 1. — Plut. Caes: 45. — Digest. XXXVIII. Tit. 1. leg. 24., §. 2.

***) Dig. id. ibid. leg. 26. §. 1.

†) Plin. a. a. O.

††) Instit. IV. tit. 3., de lege Aquilia, §. 7.

ihren Buden*) verkaufen. Sie zeigen zuweilen in ihrem Verfahren eine solche Unwissenheit, daß man sie für indischen Zinnober hat Mennige, ein wahres Gift, anwenden sehen**).

Gegenwärtig fangen gewisse Aerzte an, auf das Geschäft der Arzneibereitung zu verzichten und sich darin auf diejenigen zu verlassen, welche die Kunst der Seplasie treiben, ein Gewebe von Betrug und Spitzfindigkeit. Sie halten sich Alles, dessen sie bedürfen im Hause; aber da sie daraus immer einen Gegenstand der Gewinnsucht machen, so bekommen sie von jenen Arzneihändlern alle verdorbenen Waaren***).

Man hat in Rom stets die Arzneikunst empor gehoben. Du hast so eben gesehen, wie man dort den ersten Arzt aufgenommen hat. Julius Cäsar gab Allen, die dieser Kunst angehörten, das römische Bürgerrecht, um sie dadurch in Rom festzuhalten****); noch ganz neulich hat Kaiser Augustus, bei einer großen Hungersnoth, während er alle Fremde aus der Stadt jagte, zu Gunsten der Aerzte eine Ausnahme gemacht†). In der Folge gab er ihnen allen das Recht, den goldenen Ring zu tragen††). Dies war eine von Seiten dieses Fürsten ganz überflüssige Begünstigung, in Betracht, daß die Arzneikunst die einträglichste der Künste geworden war†††), und man nicht mehr zu fürchten hatte, irgend je an Aerzten Mangel zu haben. In diesem Lande, wo Alles um des Geldes Willen geschiehet, und man nichts scheuet, wenn damit nur Geld zu gewinnen ist, strömten die Aerzte, als man sah, daß die Arzneikunst ein

---

*) Cicero, pro Cluentio 63. — Plin: XXIX. 1. — Plautus, Epidicus II., 2. v. 14. —

**) Plin. a. a. O.

***) Plin. XXXIV. 11.,

****) Sueton: Caesar, 12.

†) Derselbe Aug: 42.

††) Dionys. LIII. p. 259.

†††) Plin: XXIX. 1.

Mittel zum Reichthum sei, von allen Seiten herbei, wie ein Zug Geier, der sich auf einem Schindanger niederläßt.

Aber in ihrer Gier nach Reichthum, beschränkten sich diese Helden, statt die gesammte Kunst zu studiren, wie die alten Aerzte, auf bestimmte Zweige und machten sich so zu sagen, zu Stückärzten. So behandeln gewisse Aerzte nur innere Krankheiten, andere die Verletzungen, andere die Augenkrankheiten *), andere die Zähne, andere die Bruchschäden **). Alle werden sie zwar Aerzte genannt ***), indeß mehr insbesondere giebt man den Operateuren den Namen Chirurgen ****). Die Entbindungen sind Weibern überlassen, die man Hebammen nennt †).

Als ein wahres Orakel erscheinen die Worte, welche Cato der Aeltere an seinen Sohn richtete;

„So oft die griechische Nation uns wird ihre Künste mittheilen, wird sie uns verderblich sein, und schickt sie uns ihre Aerzte, so ist das Uebel unheilbar. Sie haben sich einander zugeschworen, alle Barbaren auszurotten — — — durch die Arzneikunst. Die Belohnung selbst, die sie fordern, wird ihnen ein Mittel, das Vertrauen an sich zu reißen und nach Gefallen zu morden."

In der That, es entehrt der gemeine Haufe der Aerzte die wunderbare Kunst, deren Erfinder unter die Götter versetzt worden sind; ihre Aufführung, ihre ehrlose Raubgierde rechtfertigt nicht nur die Worte Cato's, sondern auch jenen Ausspruch eines römischen Schriftstellers: die römische Erhabenheit habe es verachtet, sich zu der ärztlichen Kunst herabzulassen ††).

---

*) Celsus, de re med: VI., 6.

**) Cic. Orat: III. 33. — Mart: VIII 74. und X. 55.

***) Derselbe ebend.; — Seneca, Epist: 52. 104. — Juv. S. 2. 13.

****) Celsus a. a. O. 7. Praefat; — Mart. I. 31.

†) Seneca, Epist: 117. — Dig: IX. tit. 2. leg. 9. XXV. — tit. 4. leg. 1.

††) Plin. XXIX. 1.

Sollte man es glauben, daß es Aerzte giebt, welche vorsätzlich die Krankheiten verschlimmern, um durch deren Heilung größeren Ruhm zu ernten, wohl wissend, daß ihre Triumphe nur aus den Qualen ihrer unglücklichen Kranken hervorgehen*)? daß andere mit den sterbenden Kranken gleichsam dingen und für jedes Leiden einen Preis bestimmen? daß andere bei der Operation des Staars, statt ihn auszuziehen, ihn niederdrücken um später die Cur noch einmal zu haben**)?

Diese verbrecherischen Kniffe werden nur von jenen Erbärmlichen angewendet, die nicht Talent genug haben, um sich eine zahlreiche Kundschaft zu bilden, obgleich Aerzte, welche von der Wichtigkeit ihres Berufes durchdrungen sind, nur wenige Kranke haben sollten, um sie gut zu behandeln***).

Einen Vorwurf werde ich indeß vielen großen Aerzten machen, daß sie nämlich nach Art der griechischen, ihrer Vorgänger, zu hohe Taxen auf ihre Bemühungen legen****). Weder das Leben uoch die Gesundheit, diese unschätzbaren Güter, soll man von dem Arzte erkaufen; seine Belohnungen sollen nicht der Werth der Sache sein, sondern lediglich der Preis für die Mühe, die er sich giebt†). Demungeachtet fassen dies nur sehr Wenige so auf; ich werde mich mit einigen Beispielen begnügen.

Ein gewisser Cassius, Arzt des Kaisers, bekam von ihm 250,000 Sestertien (50,000 Fr.) jährlich. Ein anderer, Stertinius genannt, gleichfalls zur kaiserlichen Familie berufen, hat sein jährliches Honorar auf 500,000 Sestertien, (99,399 Fr.) bestimmt, noch mit dem Bemerken, daß man es ihm Dank wissen müsse, daß er sich mit einem solchen Betrage begnüge.

---

*) Seneca de benef. VI. 36.

**) Plin. a. a. O.

***) Celsus a. a. O. III. 4.

†) Plin. a. a. O.

††) Seneca a. a. O. 15.

Er weist durch das Verzeichniß der Häuser, wo er seinen ärztlichen Rath ertheilt, nach, daß Rom ihm dafür 600,000 Sestertien eintrage*).

Ein sehr junger Arzt, Namens Charmis, welcher von Marseille gekommen war und dadurch sich Ansehen verschafft hatte, daß er nicht nur alle Aerzte, seine Vorgänger, tadelte, sondern auch die warmen Bäder verwarf und dafür, selbst im strengsten Winter, kalte verordnete, wurde neulich zur Behandlung eines Kranken in die Provinz gerufen und hat dafür 200,000 Sestertien gefordert.

Im Allgemeinen haben die Wundärzte den größten Verdienst, und ist einmal ihr Ruf gegründet, so machen sie sehr schnell ihr Glück. Ich kenne einen, mit Namen Alcont, der in wenigen Jahren zehn Millionen Sestertien zusammengescharrt hat. Die große Anzahl der Aerzte bringt unter ihnen Wetteifer hervor, und ich weis nicht, welchen Preis sie, ohne diesen Wettkampf, auf ihre Mühewaltungen setzen würden**).

Ein sehr gebräuchliches Mittel, sich Ruf zu verschaffen, besteht darin, ein mediciniſches System zu erfinden, oder auch nur irgend ein neues Heilmittel***). Dies hilft und hat fast immer geholfen, besonders den eigentlichen Aerzten, da sie nur innere Krankheiten behandeln. Allein es ist ein Unglück, daß diese System-Macher, weit mehr auf ihren eigenen Vortheil als auf die Fortschritte der Kunst bedacht, mit dem Leben der Kranken, deren Vertrauen sie gefangen nehmen, allzuoft ihr Spiel treiben, wenn sie ihre Ideen durch eine gewandte und schirmende Sprache zu stützen wissen†). Ueberhaupt ist das

---

*) Dieser Stertinius hatte einen Bruder, Arzt wie er; beide waren sie von Neapel, wo sie ungeheure Summen für die Verschönerung ihrer Geburtsstadt ausgaben; und dennoch hatte ihr Nachlaß 30,000,000 Sestertien (5,963,931 Fr.) betragen. S. Plinius a. a. O.

**) Plin. a. a. O.

***) Id. XIV. 22.

†) — XXIX. 1.

Vertrauen zu den Aerzten so groß, daß die Verordnungen dieser Doctoren „Placita“ Gutdünken*) heißen, so als wären ihre Vorschriften lediglich von ihrer Willkühr abhängig.

Um ein berühmtes Beispiel anzuführen, werde ich von Asklepiades sprechen, der in diesem letzten Jahrhundert lebte und ein Zeitgenosse des großen Pompejus war. Er besaß in einem sehr hohen Grade das Talent einer verführerischen Beredsamkeit**). Aus Brusia in Bithynien gebürtig, erlangte er durch Stiftung einer neuen medicinischen Sekte die äußerste Berühmtheit. Zuerst war er Lehrer der Beredsamkeit; als er in diesem Fache wenig Vortheil sah, übrigens sich seines Talents für andere Fächer bewußt, wandte er sich plötzlich zur Arzneikunst. Da er sich noch nie mit derselben abgegeben hatte und mit den Arzneimitteln, deren Kenntniß nur durch Uebung erlangt wird, gänzlich unbekannt war, so schuf er eine neue Kunst und bemühete sich jeden Tag durch glänzende Phrasen und durch einstudirte Reden zu gefallen. Er bezog die ganze Heilkunst auf die Krankheitsursachen, ließ sie auf Vermuthung beruhen und kündigte fünf Heilmittel für alle Uebel an: die Diät, Enthaltsamkeit im Weintrinken, Reibungen, Körperübung zu Fuße und Bewegung in der Sänfte. Jeder sah ein, daß er sich die ärztliche Hülfe selbst leisten könne, und es lag in dem Vortheile Aller, daß die leichtesten auch die wahren Heilmittel wären, also wurde die Begeisterung fast allgemein, man sah in Asklepiades einen vom Himmel gesandten Menschen. Dazu kommt noch, daß er mit bewunderungswürdiger Gewandtheit die Gemüther berückte; den Kranken versprach er Wein, reichte ihn zur rechten Zeit und verordnete vor Allem kaltes Wasser.

Zwei Aerzte bei den Alten, hatten sich schon durch Systeme, die beinahe dem des Asklepiades gleichen, berühmt gemacht: der eine, Hierophilus, hatte den Grundsatz aufge-

*) Id. XIV. 22.

**) — XXVI. 3. — Cic. de orat. l. 14.

stellt, man müsse die Krankheitsursachen aufsuchen*); der andere, Kleophantus**), hatte die Anwendung des Weins als Heilmittels eingeführt. Asklepiades zog es vor, den Beinamen des Wasserarztes zu führen und dachte gleichzeitig auf andere Mittel zu gefallen; bald erfand er Hangebetten, deren Schaukeln die Schmerzen besänftigte und zum Schlummer einlud; bald empfahl er warme Bäder, für die man die heftigste Leidenschaft hatte, und tausend andere Annehmlichkeiten, welche den Kranken schmeichelten***). Er besaß großes Vertrauen, und sein Ruf war grenzenlos, als er einen Menschen, den er nicht kannte und dessen Leichenzuge er begegnete, vom Scheiterhaufen, wohin man den vermeintlichen Todten gebracht hatte, zurücktragen ließ und wieder zum Leben brachte†). Was nicht wenig dazu beitrug, ihn empor zu bringen, war die unzerstörliche Sicherheit, mit der er laut aussprach, daß er sich für beschimpft in seinem Fache hielte, wenn er jemals im geringsten erkranken würde. Seine Versicherungen gingen in Erfüllung, denn er starb außerordentlich alt, durch einen Fall auf einer Treppe††).

Mehrere Umstände vereinigten sich zum Vortheile des Asklepiades; die Alten thaten Alles, um Schweiß hervorzubringen, und ihre Kranken wurden von der Last der Decken erdrückt; bald ließen sie sie bei brennender Glut braten, bald anhaltend den sengenden Sonnenstrahlen aussetzen, trotz jenen in Rom wie in ganz Italien so häufigen Sturmwettern. Für diese unbequemen und von der Unwissenheit verordneten Methoden brachte er die hangenden Bäder auf, welche ein unendliches Vergnügen gewährten. Er that noch mehr, indem er in gewissen Krankheiten die Grausamkeit der Operationen verminderte,

*) Plin. VII. 37. — XXVI. 3.

**) — — — — Cels. a. a. O. III. 14.

***) Plin. VII. 37.

†) — XXVI. 3. — Cels. a. a. O. II. 6.

††) — VIII. 37.

die Brechmittel, deren Mißbrauch aufs Höchste getrieben war *), verwarf und den Gebrauch fast aller Arzneien als dem Magen feindselig mißbilligte. Endlich bemühete er sich die mildesten Heilmittel in Anwendung zu bringen, die angenehmsten, die genußreichsten, so daß er selbst die Tonkunst benutzte bei Behandlung der Irren **).

Asklepiades erwarb sich einen so großen Ruf, daß Mithritades ihn durch eine Gesandtschaft in sein Reich einladen ließ. Er verwarf die Anerbieten, welche jener ihm gemacht, so sehr lockend sie waren, und zog es vor, in Rom zu bleiben ***); um sich aber dafür dem mächtigen Beherrscher des Pontus dankbar zu zeigen, arbeitete er für ihn ärztliche Schriften aus, welche noch vorhanden sind ****).

Unter den heutigen Aerzten zählt man zwei berühmte Schüler des Asklepiades: Themison und Antonius Musa. Allein das Bedürfniß, sich ein System zu schaffen, ließ sie den Weg ihres Meisters verlassen oder abändern †). Musa hat einen ganz entgegengesetzten eingeschlagen ††): statt der warmen, wendet er nur kalte Bäder an †††). Dies gelang ihm beim Kaiser Augustus, den er so von einer sehr gefährlichen Krankheit heilte. Einige Jahre später tödtete er durch dasselbe Mittel den jungen Marcellus, den Neffen des Kaisers.

Ich will diese Forschungen nicht weiter treiben, da ich nur von den Aerzten zu sprechen beabsichtige und nicht von der Arzneikunst, was übrigens für dich sehr langweilig sein würde, selbst wenn ich dir die wunderbarsten Kunststücke der Chirurgie

---

*) Plin. XXVI. 3.
**) Censor. de die natali. 12.
***) Plin. VII. 37.
****) — XXV. 2.
††) Celsus, a. a. O. I. Praef. — Plin. XXIX. 1.
†††) Plin. a. a. O.
††††) Horat. Ep. 15. v. 3.

beschreiben wollte, als da sind: das Herausholen des Blasensteins das Durchbohren und Zerbröckeln dieses Steins, wenn er zu groß ist, innerhalb der Blase*); die Gestaltung der Ohren, der Nase und der Lippen, wenn diese Theile zu kurz sind, was vermittelst der benachbarten Weichtheile, die man versetzt und an den erforderlichen Stellen**) anwachsen läßt, bewerkstelliget wird, und viele andere, nicht weniger in Erstaunen setzende Operationen. Ich begnüge mich damit, noch zu bemerken, daß die verschiedenen Systeme der eigentlichen Medicin die unglücklichsten Streitigkeiten hervorbringen, wenn in den wichtigsten Fällen mehrere Aerzte, wie dies Sitte ist, zu einer Berathung zusammengerufen werden***). Sie fangen damit an, ihrem Kranken den Puls zu fühlen, dies ist stets ihr Erstes bei ihren Patienten, und darüber sind sie einig †). Allein wenn über die Natur der Krankheit gesprochen wird und über die zu beobachtende Behandlungsweise ist keiner der Rathgeber des andern Meinung, weil keiner dem andern nachstehen will, unterdessen stirbt der Kranke. Ein Bürger, welcher in der Ueberzeugung, ein Opfer solcher Uneinigkeit geworden zu sein, starb, rächte sich dafür auf eine eben so heitere, als philosophische Weise, indem er auf seinen Leichenstein die Worte eingraben ließ ††):

Der Menge der Aerzte habe ich unterlegen.

---

*) Cels. a. a. O. VII. 26.

**) — — — — — 9.

***) Plin. XXIX. 1.

†) Cels. a. a. O. III. 6. — Seneca, de benef. VI. 16. — Ep. 22. — Quintil. Inst. orat. XI. 3.

††) Plin. a. a. O.

Die Bildung und Stellung der Wundärzte in Preussen*).

Von

Geh. Med.-Rath **Dr. Wendt** in Breslau.

Als eine sehr erfreuliche Erscheinung der Zeit kann die rege Theilnahme gelten, welche von allen Seiten jedem gemeinnützigen Unternehmen geschenkt wird. Bei jedem Gegenstande des öffentlichen Strebens, welcher neugestaltet ins Leben tritt, wird sorgfältig jede Richtung erwogen, welche das Neue nehmen kann, und dabei strenge jeder mögliche Nachtheil angedeutet, welchen die eben entstandene Schöpfung für das Gemeinwohl haben kann. Das Gute einer solchen Theilnahme darf Niemand verkennen, und gesetzt auch, daß die Quellen, aus denen solche Untersuchungen entspringen, nicht immer die reinsten sein sollten, so ist doch der daraus entstehende Vortheil unverkennbar, weil alle neuen Einrichtungen durch die ihnen im öffentlichen Leben gewidmete Aufmerksamkeit kräftig erhoben und vor dem Zurücksinken in das Alltägliche und Gewöhnliche bewahrt werden. Wenden wir unsern Blick auf die neuerrichteten medici-

---

*) Aus der Zeitung vom Vereine für Heilkunde, No. 50.

nisch-chirurgischen Lehranstalten und die zum Theil daraus hervorgehenden Wundärzte erster Klasse, so kann es uns nicht entgehen, daß bei aller Anerkennung des Guten, manche Klage darüber laut geworden ist, und daß besonders die Furcht geäußert wird, durch die Wundärzte erster Klasse und durch die ihnen ertheilten Befähigungen werde die Stellung der praktischen Aerzte unverkennbar gefährdet. Eine unbefangene Beleuchtung dieses Gegenstandes ist sehr zeitgemäß und bedarf wohl keiner weiteren Rechtfertigung.

Jede Wissenschaft hat ihren entschiedenen und unbestrittenen Werth, welcher ihr auch dann nicht geschmälert werden darf, wenn sie, dem öffentlichen Leben ganz entrückt, niemals einen Vortheil für die gesellschaftlichen Verhältnisse der Gesammtheit zu gewähren vermag. Das Wissen ist nicht der alleinige Preis der Wissenschaft, sondern auch von aussen her muß jedes wissenschaftliche Streben seine Anerkennung finden und um seiner selbst willen ehrenwerth erscheinen; doch steht ein solches eben angedeutetes Wissen jedem nach, welches durch seine Anwendung auf das Leben seinen segensreichen Einfluß bethätigt: darin liegt der Grund, warum die praktische Richtung der Wissenschaften mit Recht die willkommenste und die gesegnetste ist. Jedes Volk fördert in eben dem Grade und eben dem Maße diese Richtung in dem Gebiete des Wissens, je mehr es die Aufgabe seines Daseins und die Bedürfnisse seines inneren und äußeren Wohlstandes begriffen hat. Daß England und Frankreich vor allen anderen Völkern der Erde diese Aufgabe erfaßt und verstanden haben, bedarf wohl keines besonderen Beweises; in unserem lieben Vaterlande wird viel zu sehr theoretisirt, wobei ein großer Theil der Resultate eines kräftigen Wirkens in der inneren Anschauung zu Grunde geht. Ich fürchte nicht, daß durch diese Bemerkung irgend Jemand zu dem Wahne veranlaßt werden könnte, als erscheine mir die Theorie als ganz überflüssig; ich weiß sehr wohl, daß in dem Spiegel der menschlichen Erkenntnisse und Bestrebungen die Theorie die

Folie ist, durch welche die Erfahrung erst ihren Werth und ihre wahre innere Bedeutung erhält, aber ich weiß auch, daß das ewige Construiren und Reconstruiren, das sich selbst Setzen und wieder Gesetzt werden und die zuversichtlichen aprioriſchen Bestimmungen leicht in das Land der Träume und Hirngespinnste führen, und vor dem Richterstuhle der Zeit niemals bestehen.

Bei den Naturwissenschaften ist diese pragmatische, auf das öffentliche Leben berechnete Richtung unbedingt diejenige, welche den meisten Segen verbreitet, und daher die entschiedenste Förderung verdient. Da aber die Medicin ganz unbestritten durch ihren Zweck und durch ihren Gegenstand ein wichtiger Theil der Naturkunde ist, und von derselben niemals getrennt werden kann, so folgt nothwendig daraus, daß in diesem Zweige unseres Wissens und Könnens die praktische Richtung nicht nur eine mögliche, sondern für die ausgebreiteten Zwecke des öffentlichen Haushalts eine höchst wünschenswerthe ist. Ein großer, und entschieden der allergrößte Theil aller für die glücklichste Ausübung der Medicin nöthigen Kenntnisse wird auf eine rein empirische Weise durch öftere Anschauung, durch Uebung und durch Fertigkeit erlangt. Ist es nicht diese Methode, welche in der Botanik, in allen Theilen der Arzneimittellehre, in der Anatomie, und überall, wo ein operatives Verfahren nöthig wird, den besten Unterricht begründet? Selbst der, den Ueberblick in der Krankheitslehre gewährende Vortrag kann auf diesem Wege erst fruchtbar, und fast Alles muß durch Anschauung erlernt werden, so prägt sich das gesehene Bild ein, und die Uebung im Schauen und Erkennen wird für den Arzt überall eine sichere Führerin.

Wenn junge Leute, mit gesunden Sinnen ausgestattet und mit den nöthigen Kenntnissen der ersten Schulbildung versehen, auf einen in bestimmte Grenzen eingeschlossenen Weg geführt, und nach einer planmäßigen Lehrmethode mit allen zu dem künftigen Wirkungskreise nöthigen Erfordernissen ausgerüstet und für ihr ganzes künftiges Geschäftsleben vollständig vor-

bereitet werden, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß sie ohne ein tiefes Eingehen in den ganzen Umfang der höheren Wissenschaft diese Kenntnisse und diese Fertigkeit erlangen, welche zur Erkenntniß und zur Behandlung der Krankheiten der Menschen in ihrer ganzen Verbreitung nöthig sind. Es gab eine Zeit, wo junge Männer bei einem Arzte in die Lehre gingen, und durch dessen Anleitung, durch sein Wort und Beispiel am Krankenbette zu Aerzten gebildet wurden. Läßt sich auch diese Methode nicht unbedingt zur Nachahmung empfehlen, so darf man doch nicht vergessen, daß sehr tüchtige Aerzte auf diesem Wege gebildet wurden, und daß namentlich Sydenham, der größte Arzt seiner Zeit, und von keiner Zeit übertroffen, auf eben solche Weise gebildet wurde. Dem Vorwurfe, daß eine solche Art von Bildung viel Aehnlichkeit mit dem Erlernen eines Handwerks habe, begegnet unser geistreicher Link mit der treffenden Bemerkung, daß Raphael auf eben solche Weise sein bisher unerreicht gebliebenes Raphael-Handwerk erlernt habe. So viel folgt wenigstens aus dem Gesagten, daß es auch einen empirischen Weg giebt, um die verständige Ausübung einer auf Einsicht und Fertigkeit gegründeten Kunst zu erlernen.

Die Aufgabe einer solchen pragmatischen Lehrmethode ist: den dazu geeigneten und vorbereiteten Zöglingen einen ganz vollständigen Unterricht in Allem zu ertheilen, was auf die Erkenntniß des gesunden und kranken Zustandes der Menschen und auf die Behandlung ihrer Krankheiten Bezug hat. Da alles nicht unmittelbar dahin Gehörige wegbleiben muß, so bietet ein dreijähriger, wohl verwandter Zeitraum so viel Zeit und Gelegenheit dar, als nöthig ist, um die Anleitung in jeder Richtung der ärztlichen Kunstfertigkeit zu erreichen, und im ärztlichen, wundärztlichen und geburtshülflichen Fache den erforderlichen Unterricht zu erhalten. Eine strenge Systematik in dem inneren und eine unantastbare Ordnung in dem äußeren Leben der Anstalt verhütet jede Lücke und sichert die Vollständigkeit der nöthigen Vorträge und Uebungen, worüber die mo-

natlichen und halbjährigen Prüfungen die eben so nöthige als unerläßliche Controlle bilden. Die Aufgabe der Unterrichts-Anstalt ist ärztliche Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit in allen vorkommenden Krankheitsfällen, ohne alles Streben nach dem größeren Umfange der Kenntnisse in dem weiten Gebiete des Naturstudiums. Da die Anlagen der Zöglinge nicht gleich sind, auch der Fleiß und der gute Wille bei allen nicht gleichen Schritt halten, so kann auch das Ergebniß nicht bei allen gleich sein; die besseren werden dann zur Krankenheilung als Wundärzte erster Klasse, die minder ausgezeichneten zu einer untergeordneten Krankenhülfe und Krankenpflege als Wundärzte zweiter Klasse erzogen. In den zwölf Jahren, seitdem unsere Anstalt besteht, hat sich die ärztliche Hülfe in die entferntesten Winkel unserer Provinz verbreitet. Wo sonst ärztliche Pflege etwas ganz Unbekanntes war, finden jetzt Kranke bei den Wundärzten erster Klasse eine sichere und freundliche Hülfe; namentlich im tiefen Oberschlesien und in vielen Gebirgsdörfern sind mehrere solche Wundärzte der Segen dieser Gegend geworden. Daß sich jetzt in den sonst verwaisten Gegenden der Kranke einer verständigen und menschenfreundlichen ärztlichen Hülfe zu erfreuen hat, ist eine Thatsache, die am besten alle Einwürfe widerlegt, welche jemals gegen die Errichtung der medicinisch-chirurgischen Lehranstalten geltend gemacht worden sind. Der Wundarzt erster Klasse, welcher mit einem geringen Aufwande an Zeit und Kosten seinen Unterricht erhält und welcher, in der Regel seit frühester Kindheit, an beschränkte Lebensverhältnisse gewöhnt, in der Anstalt selbst durch eine strenge Schulzucht an eine bestimmte Ordnung und an eine pünktliche Ausführung seiner Amtspflichten hingewiesen wird, kann ohne große Anforderungen an sein Publikum ganz seinem Berufe eben, und sich mit mäßigen Vortheilen begnügen, daher auch dort ein Unterkommen finden, wo der Arzt nicht bestehen kann, weil des Letzteren Stellung mit weit größeren Opfern errungen wurde und daher auch größere Ansprüche zu machen berechtigt

ist. Daß die Wundärzte erster Klasse unter solchen Umständen bei ihren Geschäften ihre Rechnung finden und sich einen sie nährenden Wirkungskreis schaffen müssen, liegt unfehlbar darin, daß das Publikum gewöhnt ist, bei dem Arzte Hülfe und Pflege zu suchen, ohne sich um dessen tiefere Gelehrsamkeit zu bekümmern; es ließen sich sogar Fälle im täglichen Leben nachweisen, wo tiefe ärztliche Kenntnisse, eine höhere amtliche Stellung des Arztes und die wissenschaftliche Berühmtheit seines Namens als Hinderniss seine ausgebreitete ärztliche Thätigkeit beschränkten. Für den Landmann und für den Bürger kleiner Städte, überhaupt für den schlichten Bewohner der Provinz, steht der promovirte Arzt, nach dem Grade seiner wissenschaftlichen und geselligen Bildung, gewöhnlich etwas fern; sehr selten tritt hier das freundliche, innige Verhältniß ein, welches zwischen dem Arzte und seinem Pflegebefohlnen so wichtig und zur Erreichung günstiger Resultate aus mehr als einem Grunde nöthig ist. Ganz anders verhält es sich mit dem Wundarzte erster Klasse; hier ist die Annäherung leichter, das Band des gegenseitigen Vertrauens knüpft sich schnell, und wenn der Wundarzt nur einigermaßen den Pflichten seines Amtes genügt, seine Kranken mit Treue und Sorgfalt pflegt und für sie eine freundliche Gesinnung bewahrt, so kann es nicht fehlen, daß man sich ihm allgemein zuwendet; bald giebt ihm des Volkes Stimme, was ihm des Staates Gesetz versagt, er wird in seiner Gegend überall als der liebe Doctor begrüßt. Ist ein solcher Wundarzt tüchtig, bleibt er rüstig und thätig, und giebt er sich den bösen, für das ärztliche Leben niemals passenden Gewohnheiten des Trunkes, des Spiels und der Jagd nicht hin, so wird er niemals aus dem Vertrauen seiner Pflegebefohlenen verdrängt werden, er darf nicht fürchten, daß irgend ein Wundermann unter den Bewohnern seiner Gegend erstehe und seinen Ruf oder seinen Wohlstand vernichte. Es kann wohl, wie neuere Beispiele lehren, kommen, daß eine für die bessere Einsicht der Menschen gefährliche Epidemie, eine wahre epidemische Besanie eintritt

welche in Vielen den besseren Sinn des gesunden Menschenverstandes auf einige Zeit zurücktreten und die von solchem Tarantismus Befallenen nach Wundern jagen läßt; doch ist ein solcher Volkswahn immer kurz, und wo er nur auftreten mag, geht er auch in seinen schlechten Erfolgen durch sich selbst bald zu Grunde. In den letzten vierzig Jahren ist Vieles an uns vorüber gegangen; Alles, was daran unlauter und unwahr, ist wissenschaftlich und auf diesem Wege sicherer vernichtet worden, als es irgend polizeiliche Maßregeln und jedes andere gesetzliche Einschreiten zu erreichen vermocht haben würden. Nur das Wahre und das Rechte besteht und leuchtet ewig, alles Uebrige muß, wenn es auch von dem Wahne einer halben Welt getragen würde, in sich selbst zerfallen. Darin mögen alle diejenigen Aerzte einen sicheren Trost finden, welche fürchten, daß ein wohl erworbener Ruf und die darauf basirte Fortdauer eines Familienwohlstandes durch den ephemeren Unfug irgend eines Hexenmeisters und durch den ihn erhebenden Pöbelwahn zu Grunde gerichtet werden könnte.

Nach dem bisher Gesagten läßt sich wohl der Schluß ziehen, daß die Errichtung der medicinisch-chirurgischen Lehranstalten eine sehr günstige Maßregel für die Gesundheitspflege des Landes ist. Werden die Zöglinge nach den bestehenden Vorschriften gebildet, so ist es keine Frage, daß dadurch einem wesentlichen Mangel in der öffentlichen Gesundheitspflege abgeholfen wird, daher wohl über die Zulässigkeit solcher Anstalten kein Zweifel mehr entstehen kann. Es bleibt aber noch die Frage zu beantworten übrig, ob durch solche Anstalten das höhere wissenschaftliche Studium der Medicin beeinträchtigt und dadurch selbst das wissenschaftliche Streben gefährdet werden könne? Diese Frage, in so fern sie sich unmittelbar auf die Wissenschaft bezieht, kann unbedingt verneint werden. Wie sollte der hohe Werth der Wissenschaft dadurch geschmälert werden, daß man ihren unerschöpflichen Reichthum und ihre Fülle anerkennt, und daher das für die ärztliche Praxis so schwer Er-

reichbare erleichtert. Der Wissenschaft wird es niemals an Männern fehlen, welche ihr ganz angehören, welche dem Gedeihen derselben ihre ganze geistige Kraft und ihres ganzen Lebens beste Blüthe widmen, und so lange die Wissenschaft so gepflegt wird, ist sie niemals gefährdet; wer daher sich mit ganzer Seele dem Studium der Wissenschaft widmet und darin sein Höchstes findet; dem wird auch die Wissenschaft immer das Höchste gewähren. Anders verhält es sich mit dem Einflusse der größeren Ausbreitung wohl unterrichteter Wundärzte auf jenes unselige Mittelgut unvollkommen gebildeter Aerzte, welche, dem inneren Wesen ihrer Wissenschaft ganz entfremdet, nichts für sich haben, als den mit genauer Noth erworbenen Doctortitel, welchen sie als die Bürgschaft der höheren Studien angesehen wissen wollen. Soll der Arzt etwas Vorzügliches leisten, so muß er nach dem höchsten Ideal der Wissenschaft streben, und gesetzt auch, daß die Erreichung eines solchen bisher unmöglich wäre, so ist ein solches Streben schon erhebend, und stellt ihn um so höher, je inniger und redlicher dieses Streben ist. Wenn aber ein junger Mann mit weniger als mittelmäßigen Geistesgaben die Hochschule bezieht, sich dort in übelverstandenem Genusse der gewonnenen akademischen Freiheit planlos einem lückenhaften Studium der Medicin hingiebt, die Vorlesungen mit willkührlichen Unterbrechungen hört, und so nach vierjährigem Aufenthalte endlich durch sein Rigorosum schlüpft, so fragt es sich, ob dieser neu geschaffene Doctor wissenschaftlich wirklich so hoch stehe, daß daraus eine Verpflichtung für den Staat erwächst, diesem angehenden Arzte auf seiner künftigen Laufbahu alle möglichen Hindernisse bei Seite zu räumen und ihn gegen andere, hier überhaupt nicht denkbare, Concurrenz zu schützen. So und nicht anders stehen die Sachen, und wenn es auch täglich vorkommen kann, daß mancher von den hier in Rede stehenden Aerzten in seiner problematischen Existenz durch einen tüchtigen und ausgezeichneten Wundarzt erster Klasse gefährdet werden kann, so ist doch eine solche Beeinträchtigung

niemals als eine wirkliche Gefahr für die Wissenschaft anzusehen. Wo wahre Wissenschaft und die innere Tüchtigkeit den Mann erheben, ist von einem Rangstreite niemals die Rede; die wahre Wissenschaft herrscht überall, wo sie auftritt, dieses ist ihr Vorzug und ihre Eigenthümlichkeit. Soll aber im Gebiete der heilenden Kunst sich die Wissenschaft ganz offenbaren, so muß dieselbe noch von einer Eigenschaft des Arztes in das wirkliche Leben getragen werden, welche als jene innere Weihe anzusehen ist, die ein günstiges Geschick verleiht und die durch Uebung zwar geschärft und gesichert, aber wenn die Natur sie versagte, durch bloße Uebung niemals erlangt werden kann. Es ist jener Blick des Arztes, welcher weder mitzutheilen, noch zu erlernen ist, jenes in den Tiefen des menschlichen Geistes verborgene Vermögen, den Gegenstand von der rechten Seite aufzufassen, unter der zahllosen Menge das Rechte zu treffen, ohne sich über den ganzen Ideengang von der Anschauung bis zur Ueberzeugung eine strenge Rechenschaft geben zu können. Diese von Oben herab verliehene Gabe, unter den sich darbietenden Erscheinungen die entscheidende festzuhalten und mit sicherem Griffe das Beste zu wählen, ist der sogenannte praktische Blick, welcher Jedem, dem er zur Seite steht, die besseren Erfolge sichert, aber dem wissenschaftlichen Arzte den schönsten und segenreichsten Standpunkt im Leben und in der Wissenschaft verbürgt. Die Erfahrung, von der Wissenschaft getragen und von dem richtigen Blicke geleitet, verleiht dem Boden, auf welchen der Arzt in den mannichfaltigsten Verhältnissen seines Lebens zu stehen kommt, Sicherheit und Festigkeit. Eine solche Erfahrung ist es, auf welche beim Arzte hingewiesen wird, welche man am Arzte rühmt und von ihm verlangt. Was daher auf dem Wege einer treuen Naturbeobachtung und unbefangenen Erfahrung erreicht wird, dem nur kann ein bleibender Werth zugesichert werden, denn

Grau, Freund, ist alle Theorie,
Doch grün des Lebens goldner Baum.

Bilder aus dem Leben.

I.

Eine Scene in Baden-Baden

in Chabert's Speisesaale.

(Aus Dr. Granville's „Spas of Germany." London 1837.)

„Garçon!" rief eine volltönende Stimme an einem benachbarten Tische, meinem Platze gerade gegenüber, „Garçon! Appotez moâ une bottle de Champaign." Ich vermuthete aus dem Accente einen Sohn Alt-Englands, und wie groß war mein Erstaunen, als ich in ihm den würdigen Lord P . . . . erkannte. Beim Anblicke von Mylord's blühender Farbe und dem frischen, rosigen Gesicht seiner ihm unlängst in Gretna-Green angetrauten Milady, glaubte ich, das neue Ehepaar habe eine Badereise blos zu dem Zwecke unternommen, um sich zu zerstreuen. Als ich beiden darüber Glück wünschte, daß sie des Heilwassers eben so wenig als ich, der Arzt, zu bedürfen schienen, so entgegnete Milady: „Sie irren sich. Man darf dem äußern Scheine nicht immer trauen. Wie Sie mich sehen, leide ich an entsetzlichem Herzweh. Aber seit ich unter Leitung des Doctors Giggart*) das hiesige Wasser trinke, ver-

*) Eine erdichtete Person.

spüre ich, Gott sei Dank, bedeutende Linderung. Ich muß gestehen, daß die Fingerzeige des trefflichen Arztes mir bereits wesentliche Dienste geleistet haben." — „Wahrscheinlich," sagte ich, „verdankt er die genauen, an ihm gerühmten Kenntnisse langen und anhaltenden Studien?" — „Keineswegs, Dr. Giggart ist erst 28 Jahre alt; aber was thut dies zur Sache? Weder Alter noch lange Praxis bilden einen guten Arzt, sondern Genie allein. Man muß Doctor von Geburt sein, wie man Dichter von Geburt ist. Dr. Giggart hat ein sicheres und praktisch durchdringendes Auge. Mit einem Blick erkennt er den Sitz des Leidens, und dann deutet er mit wenigen Worten an, auf welche Weise man sich selbst zu behandeln hat. Doch begleiten Sie mich morgen zu ihm, Sie mögen dann selbst sehen und beurtheilen." — „Ich werde die Ehre haben, morgen der Ehre ihrer Einladung Folge zu leisten; ich wünsche sehr, Herrn Dr. Giggart persönlich kennen zu lernen." — Am andern Morgen begab ich mich mit Lady P... zum Dr. Giggart. Er ertheilte seinen Kranken Audienz, und sein Vorzimmer war voll Invaliden, die geduldig seinen Rath erwarteten. Bei Milady's Namen öffnete sich die „Privatthür" des Cabinetts um uns einzulassen.

Der berühmte Giggart, in einem großblumigen Hausrocke, den ein ganz gewöhnlicher Strick am Gürtel umschlang, trat mit angenehmem Lächeln auf den Lippen Milady entgegen, und ließ sie Platz nehmen an einem Secretair, der mit Tabakspfeifen, Meerschaumköpfen, Papieren, Fläschchen, Thalern und neben einander aufgeschichteten Ducatenhaufen*) (!) bedeckt war! Wir fanden in seinem Cabinette einen alten Freund des Lord P . . . ., dessen Leben nur noch an einem Faden hing. Eine Pulsadergeschwulst hatte ihn so sehr erschöpft, daß sein Körper

*) Welchem jungen Arzte gehen bei dieser Schilderung Granville's nicht vor Freude und Sehnsucht die Augen über? Nur Geduld lieber junger Mann, es kommt auch an dich die Reihe! —

dem einer Mumie ähnlich war. Vergebens hatte er die warmen Heilquellen aller Länder gebraucht. Darum hatten auch die Aerzte, aus Besorgniß, daß der Tod einer so vornehmen Person dem Rufe ihrer Bäder schaden könne, überall den Bedauernswürdigen zurückgewiesen, gleichwie Rakettspieler gegenseitig einen Federball sich zuschicken.

„Sie bedürfen vor Allem, Mylord!" sagte Dr. Giggart der aus demselben Beweggrunde den hochgestellten Kranken von seinem Hauptquartier zu entfernen sich bemühte, „Sie bedürfen vor Allem eines gleichförmigen Wärmestandes, eines Wassers, das einen wasserstoffartigen Geruch und einen süßlichen Geschmack haben muß, eines öligen Wassers, das kalksaure Salze und Magnesia, nebst ein wenig Eisen und vielem Schwefel enthalte, einer milden, heilsamen Luft und der Ruhe. Gehen Sie nach Savoyen, z. B. nach Aix." — „Ich komme von Aix," entgegnete mit schmerzlicher Betonung der arme Kranke. — „Vielleicht würde die heimathliche Luft Ihnen die verlorne Gesundheit wieder geben. Die Mineralquellen Ihres Vaterlandes sind vortrefflich. Ich habe Personen gekannt, die viel kränker waren, als Sie, und denen eine Reise nach Bath und Cheltenham sehr wohl bekommen ist." — „Ihre Collegen, Doctor!" sagte der Kranke, „die in beiden genannten Städten wohnen, behaupten, daß ich nur durch deutsche Heilwässer gerettet werden könne." — „So gehen Sie nach Carlsbad!" rief der Arzt, „Carlsbad wird ohne Zweifel sehr ersprießlich für Sie sein. Unsere Stadt, sagt man, ist die Königin der Mineralwasser; aber Carlsbad ist ihr König." — „Ach, Doctor! ich werde gewiß unterwegs sterben." —

„Ach, Herr Giggart!" rief Mylady, „ist die Pulsadergeschwulst nicht eine Herzkrankheit?" — „Ja, Mylady!" — „Gott, mein Gott, wenn ich nun eine Pulsadergeschwulst hätte, so würde das Wasser von Baden-Baden sehr schädlich für mich sein?" — Indeß entfernte sich der vornehme Kranke, der Doctor begleitete ihn, und zu Lady P . . . . zurückkehrend, demon-

ſtrirte er ihr ein Langes und Breites von Kalkſäure, Eiſenſäure ſchwefelſaurer Soda u. ſ. w., und machte durch eine endloſe Fluth wiſſenſchaftlicher Worte und kunſtgemäßer Namen, untermiſcht mit Beglückwünſchungen über ihre Schönheit und friſche Farbe, leicht begreiflich, warum das Heilwaſſer von Baden das für den eben entlaſſenen Kranken ſchädlich iſt, ihr die beſten Dienſte leiſten würde; und nach dieſer langen und ſchwülſtigen Rede ging der Doctor nicht mit weniger komiſchem Ernſte zu dem Capitel von der Lebensordnung im Eſſen und Trinken über.

II.

Der moderne Bruſtkranke.

Unſere Jugend treibt es im Beſtreben, Aufſehen zu erregen, ſo weit, daß ſie ſogar Krankheiten dazu benutzt. In Paris iſt es en Vogue, bruſtkrank zu ſcheinen; anſtatt man früher, wenn man ein Bruſtübel hatte, es mit Geduld und dunkler Zurückgezogenheit ertragen, affectirt die franzöſiſche Jugend bei jeder Gelegenheit, bruſtkrank zu heißen, in dem Wahn durch das zur Schautragen eines gefährlichen Leidens recht intereſſant zu werden. Bald wird es eines eignen Lehrbuches für die Kunſt bedürfen, mit Grazie zu huſten oder mit Anſtand verſchleimt zu ſein. Um den Ruf eines Bruſtkranken ſich zu erwerben (ſagt der Charivari), reicht es jetzt nicht mehr aus, eine blaße Geſichtsfarbe und ſchlechte Lungen zu haben. Der echte Bruſtkranke nach der Mode muß in ſeinem 23. Jahre ſeine Rolle zu ſpielen anfangen, und im 30. Jahre enden. Wenn irgend ein braver Junge, der ſich zu ſchwach fühlt, um durch Geiſt oder Talent den Ruf eines Originalgenie's zu erringen, dennoch von dem lebhafteſten Wunſche beſeelt iſt, auf irgend eine Weiſe intereſſant zu werden, ſo wirft er ſich voll Verzweiflung in die Arme einer erheuchelten Bruſtkrankheit. Sobald ſein Entſchluß zu dieſer Rolle feſtſteht, iſt ſein Leben eine

stete, ununterbrochene Comödie, wobei ihm nur der Schlaf einige kurzdauernde Ruhepunkte gönnt. Mit seiner Garderobe wird eine gänzliche Reform vorgenommen; Schwarz ist die einzige Farbe, die ein dem Grabe gewidmeter Mensch tragen darf; er nennt dies seine im Vorhinein angelegte Trauer. Die weiße Cravate und das weiße Gilet sind nun auf immer verbannt, und selbst das weiße Hemd sucht er unter den Falten eines schwarzen, eng an die Brust schließenden Kleides zu verbergen. Man sieht ihn auf allen Bällen und Soiréen. Sein Anzug ist höchst einfach; das Haar fällt als Trauerweide über die höhlenreichen Wangen, die rechte Hand steckt bis auf den Ellenbogen im Gilet, die Linke unterstützt den wüsten Kopf, der von Leiden ganz erdrückt ist. Unser Brustkranker sucht gewöhnlich einsame Orte auf. Man sieht ihn am Fenster, am Kamin einsam und melancholisch. Von Zeit zu Zeit drückt er krampfhaft an die blassen Lippen ein feinbattistenes Schnupftuch. Dieses wiederholt er, so oft er beobachtet zu werden glaubt, und es soll das Zurückhalten eines qualvollen Husten bedeuten. Er tanzt nie, und sieht die vollen Schüsseln mit kaltem, theilnahmslosen Blick vor sich vorübertragen. Läßt sich dann eine, wenn auch alte Frau durch diese Grimassen zu dem Ausrufe verleiten: „Ach! der arme, junge Mann? Schon in diesem Alter . . .“ der Brustkranke ist außer sich vor Freude, seine Bläße ist gleich dahin. — Er klimpert die Guitarre, und macht Elegien. Wenn man ihn hört, sollte man glauben, er sei auf dem Punct, den letzten Athemzug zu holen, und weint Jemand eine Thräne um sein trauriges Loos — und sei es sein Portier — er zahlt ihn reichlich. Bei Tische lebt er enthaltsam. Er begnügt sich, mit den Lippen das Flügelchen eines Rebhuhns auszusaugen. Alle Welt staunt, Andere bedauern ihn, und er triumphirt im Herzen, und denkt sich schon bei dem ersten besten Zuckerbäcker zu entschädigen. Sobald der September kommt, hüllt er sich in einen gut wattirten Schlafrock, und läßt sich Millevoye's Werke aus der nächsten Leihbibliothek holen. Alsdann kann

man ihn zu jeder Stunde des Tages in die Lectüre irgend einer melancholischen Herbstbetrachtung „über das Abfallen des Laubes" u. s. w. vertieft sehen. Gewöhnlich nimmt diese Comödie einen glücklichen Ausgang. Es trifft nicht selten, daß irgend eine blonde und melancholische Engländerin, von etwas reifem Alter, sich von der Blässe und dem sentimalen Wesen des vorgeblichen Brustkranken blenden läßt, ihm ihre Hand, ihr Herz, ihre Zärtlichkeit und endlich ihre 30000 Pfund jährliche Renten anbietet. Von diesem Tage angefangen, ist der Kranke wie neu geboren, und schöpft neue Lebenshoffnungen. Er zerbricht die Guitarre, verbrennt seinen Millevoye, nährt sich nur mit kräftigem Rindfleisch, mit einem Wort, er wird ein ganz anderer Mensch.

(A. d. Wiener Gesundheitsztg. von Dr. Beer.)

III.

Scene aus dem Leben einer Hebamme.

Nach der Gazette des Tribunaux.

Erster Akt. — Die Wohnung der Hebamme.

Madame, ich habe die Ehre Sie zu grüßen. — Ihre Dienerin, womit kann ich aufwarten? — Sie sind Hebamme? — Von der medicinischen Facultät approbirt und, wie ich wohl sagen darf, sehr wohl bekannt. — Daß weiß ich, und eben darum komme ich zu Ihnen. Madame — Madame — wie heißt sie doch nur; ich habe ihren Namen vergessen, — kurz eine Dame, welche Sie mit der größten Geschicklichkeit entbunden haben, schickt mich zu Ihnen. — O es giebt deren so viele, daß es mir sehr schwer fallen möchte. . . . — Eine Dame, welche in der Straße St. Denis wohnt. — Ah, daß ist vielleicht Madame Nivelet? — Wahrhaftig, das eben ist ihr Na-

me. Sie sagte mir, daß Sie mich recht gütig aufnehmen und auch nicht überhalten würden. — O, in diesem Punkte handle ich sehr vernünftig; ich richte mich nur nach den Mitteln der Leute, fordere viel bei Reichen und bin billig bei Armen. — Das ist sehr edel von Madame. Ich bin Arbeiter, verdiene wenig und wende mich daher an Sie. — Ist es Ihre Frau, mein Herr? — Ja. — Die erste Niederkunft? — Ja. — Ich fordere blos acht Franken, das ist der niedrigste Preis. — Wohl Madame, es bleibt bei acht Franken. Aber um Eines muß ich noch bitten; ich habe keine Wäsche, denn ich mußte sie alle während der letzten Zeit, wo ich keine Arbeit hatte, versetzen. — — Nun gut; ich werde ein Leintuch und ein Dutzend Servietten mitnehmen. — Sehr gütig von Ihnen, Madame. Doch die Sache ist dringend, der Augenblick ist gekommen. Wenn es gefällig ist, so werden wir miteinander gehen. — Sehr gerne.

Madame Bonnefond, die Hebamme, nimmt aus einem Gläserschranke ein Leintuch und ein Dutzend Servietten von ganz neuer Leinwand, und geht dann mit dem jungen Arbeiter fort.

Zweiter Akt. — Das Zimmer der Wöchnerin.

Hier sind wir schon Madame. Nehmen Sie sich in Acht, der Gang ist sehr finster; halten Sie sich an meine Rockschöße; so recht gut. Zum Glück haben wir nicht hoch zu steigen; es ist im zweiten Stock. Belieben Sie herein zu treten; nehmen Sie Platz; ich will nur nachsehen; wie sich die arme Kranke befindet.

Der Arbeiter öffnet das Schlafgemach, dessen Thüre er schließt. In einigen Augenblicken kehrt er zurück mit den Worten: Es scheint, daß sich die Schmerzen etwas gemildert haben, denn sie schläft. — Desto besser, das ist ein gutes Zeichen. Ich will nun hinein.

Der Arbeiter führt sie in das Zimmer der Patientin, und kehrt alsobald wieder daraus zurück. Die Hebamme entschließt

sich nach längerem Warten, die Schläferin zu wecken; nach längerem Schütteln wird diese wach, und fragt mit erstaunten Blicken, was Madame Bonnefond wolle? — Was ich will? können Sie darüber noch im Zweifel sein, kleine Mutter? Es scheint, daß es nun besser geht; das ist ein gutes Zeichen, und es wird bald Alles glücklich vorüber sein. — Was denn? Ich verstehe Sie nicht! — Hat Ihnen denn Ihr Mann nicht gesagt. — Mein Mann? Possen! mein Mann! — Ob er nun Ihr Mann ist, oder sonst etwas, das kümmert mich nicht; das Ganze ist, er holte mich, um sie zu befreien. — Mich befreien! bin ich denn im Gefängniß? — Keinen Scherz, Madame? ich bin Hebamme, und ich komme — Hebamme! ha, ha, ha, man hat Sie zum Besten gehabt, gute Frau. — Zum Beispiel! Ach Gott, meine Wäsche!

Madame Bonnefond stürzt schnell in das Zimmer, in welchem sie ihre Wäsche gelassen; Alles ist verschwunden. Sie wird wüthend; sie schreit: Diebe! und erklärt, daß sie einen Polizeicommissär holen wolle. „Holen Sie den Teufel, wenn Sie wollen, doch lassen Sie mich schlafen."

Madame Bonnefond geht unter wiederholten Drohungen ab.

Dieses Drama hat sich vor dem Correctionsgerichte aufgeklärt. Die Hauptperson ist abwesend, und nur die Hebamme und die junge Frau, zu deren Hilfe sie geholt worden war, gegenwärtig; die erste als Klägerin, die zweite als Angeklagte.

Die Hebamme erzählt lang und weitschweifig, was wir so eben berichtet haben. Die junge Frau, welche sich Annetta Lerouge nennt, will sie mehr als zehnmal unterbrechen. Endlich, wie die Reihe an sie kommt, erhebt sie sich, hüllt sich in ihren orangengelben Tartan und spricht folgendermaßen:

Ich kenne diesen Mann nicht; er fragte mich, ob er eine Nacht bei mir zubringen könne, und ich willigte ein. Zu Hause angelangt, bietet er mir ein Nachtmahl an; ich hole Schinken und ein Litre Wein; wir speisen bis 2 Uhr Morgens

und legen uns endlich nieder. Sicherlich hat er mir etwas in meinen Wein gegeben; denn ich war darauf wie todt und hatte 2 Tage lang Kopfweh. Der Beweis, daß ich umsonst hier bin, ist, daß er mich auch bestohlen hat; er nahm mir meine Uhr, mein Camisol, 3 Hemden, 4 Livres und 10 Sous, welche in meinem Schranke waren. — Da Niemand kam, welcher dieser Aussage widersprochen hätte, so schickte das Tribunal Klägerin und Beklagte wieder nach Hause.

Die Nacht ist keines Menschen Freund.

Von

einem Ungenannten.

Es ist in der That ein erheblicher Grad von Schwerhörigkeit vonnöthen, um die lauten Klagen zu überhören, welche die Aerzte aller Orten über eine Schatten- oder vielmehr richtiger gesagt, über eine Nachtseite ihres Berufes erheben. Vergebens haben sie sich wiederholt bemüht, in gegenseitiger collegialischer Liebe, sich derentwegen zu trösten und zu erheben. Auch ich, ein Freund der Bedrückten und Preßhaften, habe es nicht in meiner Macht, die Klage zum Verstummen zu bringen, denn auch mich hat das Geschick ausersehen, heilsame Kräuter und Wurzeln zu noch heilsameren Tränken zu mischen und sie der kranken Menschheit darzureichen, auf daß sie wiederum erstarke, um mit neuen Kräften zu sündigen und frische physische Seiten, den immer noch zu gigantisch auf die Sterblichen einströmenden Elementen darzubieten. Jene Klagen können nur durch eine innere Stimme in Etwas gemildert werden, welche sehr vernehmlich spricht: „die Pflicht gebietet," und noch beruhigender hinzusetzt: „und zwar eine der schönsten Pflichten, denn sie sprießt ja aus der Menschenliebe hervor!" — Und so sehen denn die goldenen Sterne allnächtlich hier und dort meine Kunstgenossen in gutem und bösem, oftmals sogar verdrießlichem

Wetter, durch die stillen Straßen wohleingehüllt zu ihren kranken Nebenmenschen eilen, um ihnen Trost, Linderung, Hilfe und die Ruhe zu bringen, die ihnen selbst pro tempore fehlt, die ihnen am Tage selbst nicht zu Theil werden konnte im Drange der Geschäfte, so daß oft dadurch oder durch momentanes, nicht immer unbedeutendes Krankheitsgefühl ein solcher nächtlicher Spaziergang in der That des Unangenehmen und für die Folge sehr Nachtheiligen Mancherlei mit sich führt. — Ich kenne einige Beispiele, wo der Schlaf, der Bruder des Todes, es sehr übel vermerkte, daß man ihn aus seiner Traumwelt gewaltsam herausriß und zu dem Bruder sprach: Nimm ihn hin den Störenfried, nicht kann er ja dich wecken! Und doch war der Gestorbene nur ein treuer pflichterfüllter Mensch, und schlecht tröstete man die Nachbleibenden mit den Worten: Er starb in seinem Berufe, denn konnte Alles nicht vielleicht verhindert werden?

Diese Nachtheile des ärztlichen Berufes könnet aber wahrlich Ihr sehr erhellen, die Ihr Rettung verlangt in den Stunden der Angst und Gefahr, und die Menschenliebe, die Ihr oftmals ohne triftigen Grund so ungestüm und herrisch fordert, wird Euch die Mittel dazu an die Hand geben. — Vor allen Dingen wählt Euch einen Arzt, dem Ihr mit ganzer Seele vertraut; wählt Euch einen solchen, von welchem es mit Recht heißt: Und nennt man die Besten seiner Zeit, so wird auch sein Name genannt. Mißtraut seinen Worten nie, und spricht er zu Euch: in dieser Nacht drohen dem Kranken keine Gefahren, so lasset die Angst aus Eurem Gemüthe schwinden und hoffet nun getrost; ereignet es sich auch, daß Ihr schlimme Geister zu sehen vermeint, wecket ihn nicht aus der Ruhe, welche ihm neue Kraft verheißt, um für Euch und Eure Lieben und für viele Andere zu wirken. Sollte sich aber in nächtlichen Stunden ein plötzlicher Krankheitsfall in Eurem Kreise ereignen, oder hat Euer Arzt Euch auf Gefahren aufmerksam gemacht, die sich in der Nacht wohl einfinden könnten und auf seine Hülfe Euch

dringend angewiesen, wohnt er ferne von Euch, und ist es ein schlimmes Wetter draußen, so sendet mit dem Boten den schützenden Wagen zugleich, den Ihr, Dank sei es dem geselligen Leben, fast zu jeder nächtlichen Stunde schnell genug erhalten könnt, ohne daß ein erheblicher Zeitverlust stattfände; denn Euer Arzt muß doch auch einige Kleider anlegen und sich rüsten.

Ich habe so eben zu den Begüterten und Reichen geredet, und ihnen einen guten Brauch empfohlen, welcher in den ersten Städten Deutschlands allgemeinen Eingang gefunden hat. Sicher wäre es nicht menschenfreundlich, wollte ich dessen Annahme auch den Armen an das Herz legen; sie haben schon ihr schweres Theil! Wohl aber verlange ich von ihnen mit allem Ernste, daß sie eine andere gute Sitte befolgen, nämlich: den Arzt frühzeitig rufen und nicht bis in die späte Nacht hinein denken, daß eine Krankheit sich von selbst helfen werde, die schon bei dem frühesten Morgen unter ängstigenden Erscheinungen bestanden hat. Durch solche gute Sitte (die auch den höhern Ständen zuweilen an das Herz gelegt werden darf) kann dem Arzte mancher Nachtbesuch erspart und manches Menschenleben erhalten werden. Also laßt bei Zeiten den Ruf nach Hülfe ergehen, werfet von Euch die alte gewohnte Indolenz, denn ja nur Euch allein erwächst auf solche Weise die größte Freude.

Indem ich nun diese Zeilen dem Publicum zur angelegentlichsten Beherzigung empfehle, nehme ich mir die Freiheit dasselbe noch schließlich darauf aufmerksam zu machen, wie es schon von uralten Zeiten her in den socialen Verhältnissen der Menschen begründet war, daß ein Stand ohne den anderen nicht bestehen konnte, und daß daher jeder sich zu eigner Wohlfahrt billigen Wünschen des andern gerne fügte, mit einem Worte: Jeder bestrebe sich des Andern Lasten und Bürden durch zweckmäßige Vertheilung derselben unter sich zu verringern und zu erleichtern, und ein solches Thun und Treiben wird Humanität genannt.

III.

Fragmente zur ärztlichen Lebenspolitik.

Einiges über das Benehmen des Arztes gegen seine Kranken mit besonderer Rücksicht auf das Leben in grossen Städten und in den höheren Ständen.

Von

einem bejahrten Praktiker *).

I. Das Savoir faire beim Arzt.

1. Der Arzt und seine Sitten.

Der in die Welt eintretende Arzt verwende eine gewisse Accurateſſe auf ſein Aeußeres, ohne dabei ein eitler Geck zu werden. Kleidung und Wäſche ſeien ſtets ſauber und reinlich, erſtere gefällig. Beinkleider, die faſt nur die Knie bedecken, ein Rock, welcher auf dem Leibe ſitzt, als habe man ihn bei Gelegenheit vom Trödler geſchachert, erwecken den Spott, geben dem Gelächter Preis und können dem ſeine Debutrolle gebenden Arzt alles Vertrauen der Patienten rauben. Ein ſchmutziger Menſch

---

*) Altenb. med. Ztg. 1838. No. 1.

ist auf dem besten Wege, bei Frauenzimmern kein Glück zu machen. Daher Richter treffend sagt: „Niemand hat mehr feine Lebensart, Weltkenntniß," und, setzen wir hinzu: „Accurateſſe in seinem Aeußern nöthig, als der Arzt." Wenn erst die Damen sagen: der junge Doctor ist ein artiger, feiner Mann, dann ist dieser geborgen, das Urtheil der Männer, ob dieser geschickt ist, kommt hinterher." Gedenken unsere Leser der wahrheitsschweren Worte des Mephistopheles in Göthe's Faust. Wenn es einem jungen Arzt möglich ist, so soll er einige Zeit reisen. Es ist neuester Zeit fast unentbehrlich geworden, seit unsere Sitten, unsere Bildung, mit einem Worte unser ganzes sociales Leben eine so vollständige Umwälzung erlitten hat. Aber nicht um Spitäler allein und wieder Spitäler, sondern um Welt und Menschen zu besehen. Dies bereichert die Erfahrung oft mehr, als jene flüchtigen Beschauungen, die für die Privatpraxis nur von beschränktem Nutzen sind.

2. Der Arzt als Charlatan.

So sonderbar und häßlich dieser Ausspruch klingt, so ereignen sich in der Praxis oft Fälle, wo der Arzt dazu gezwungen, um ein Menschenleben zu retten, Vertrauen zu erhalten oder langwierige Leiden zu beseitigen, dieses Mittel ergreifen muß, welches aber auch nur in diesen Fällen Entschuldigung finden kann. Das uralte Sprichwort: die Welt will betrogen sein, ist nicht ohne tief begründete Wahrheit, welche zu erkennen, der Arzt die beste Gelegenheit hat. Zum Theil die Kranken selbst, noch häufiger deren Angehörige, besonders Frauenzimmer, bestürmen den Medicus nach dem Examen mit Fragen, welches das Uebel sei, und was es für einen Ausgang nehmen werde? — Ersteren, ausgenommen wo es die Umstände erfordern, geradezu das Gefährliche oder den unvermeidlichen schlechten Ausgang zu sagen, wäre thöricht; man weiche aus, verschweige oder spreche doppelsinnig. Letzteren lasse man nie

eine Unsicherheit in seiner Diagnose gewahren, und halte sich an Richter's Worte: „Wenn es von dem Arzte heißt: er ist seiner Sache nicht gewiß, so ist er verloren. Einmal in Hinsicht der Prognose die Wahrheit gesagt, hilft mehr, als zehnmal geirrt, schadet. Ist der Ausgang nicht der verkündete, so findet man doch immer leicht einen Ausweg, ein zufälliges Ereigniß, worauf man es schieben kann."

Zuweilen bekommt man es mit Leuten zu thun, welche durch Lesen medizinischer Bücher oder andere Beschäftigungen so viele Kenntniße erlangt zu haben glauben, ihren Zustand, so wie auch die Curmethode des Arztes beurtheilen zu können. Diese (Pharmazeuten, Chemiker u. s. w.) sind dann wahre Prüfsteine der Geduld für uns. Jedoch giebt es zwei Mittel, um sich den Gehorsam über solche, die man mit dem Schüler in Göthe's Ballade von dem Zauberbesen vergleichen könnte, zu sichern. Das eine, man suche sie dahin zu bringen, daß sie selbst die Mittel angeben, welche man gebrauchen will; denn indem man so ihrer Eitelkeit schmeichelt, gewinnt man zugleich das Vertrauen; oder wenn auch dann ihre Zweifelsucht nicht zu beschwichtigen ist, so stelle man sich, als ob man ein Geheimmittel besitze, wovon man die Vorschrift nicht aus den Händen geben will oder kann.

Uns ist ein Fall bekannt, wo ein dergleichen altkluger Patient von jahrelangen Leiden einzig und allein durch Pillen aus Semmelkrume und strenge Diät hergestellt wurde.

Noch seien hier einige Regeln wieder in Erinnerung gebracht, welche der treffliche Richter ertheilte, und die auch wir so oft in der Praxis bestätigt gefunden haben. „Man mache die Prognose immer eher etwas zu schlimm, als zu gut. Wird es dann schlimmer, so hat man es vorhergesagt, und wird es besser, so hat man eine große Cur gemacht. Hat man hingegen die Prognose zu gut gemacht, so verhält sich Alles umgekehrt."

„Bekannt und wahr ist das Sprichwort: eunt quo itur. Man mache daher immer etwas den Geschäftigen, scheine mit Kranken überhäuft zu sein, sage, man könne nicht fertig werden." Dies bedarf jedoch einiger Einschränkungen. Uns sind Aerzte bekannt, welche ihre Equipage vor einem Hause halten ließen, über fünf Treppen hinaufstiegen, vor der Bodenthür wieder umkehrten, um dem Publikum glauben zu machen, sie seien mit Patienten überhäuft. Einige Zeit lang ging es. Als aber der Zufall diese Spaziergänge bekannt werden ließ, verloren jene Herrn auch die wenigen Kranken noch, die sie bisher gehabt hatten.

„Oft wird man gelobt und getadelt, wo man Beides nicht verdient. Es stirbt Mancher nicht ganz ohne unsere Schuld, und Niemand bekümmert sich darum. Manchmal geräth aber das Publicum in eine Stimmung durch allerhand kleine Umstände, daß es ihm höchst sonderbar und unerwartet vorkommt, daß der oder jener Kranke gestorben ist. Man fängt darüber an zu sprechen, und nun fallen den Leuten noch ein paar andere Todesfälle ein, die sie hinterdrein nun auch noch sonderbar finden. Man secire daher wo möglich einen jeden Kranken, der Einem stirbt, und finde die Ursache des Todes eine Verknöcherung, verhärtete Leber, mürbe Milz, einen Gallenstein, so ist dann das Publicum zufrieden und schweigt."

Es hat die Sektion aber noch einen großen Vortheil, daß wir, war eine fehlerhafte Behandlung Ursache oder Beförderungsmittel des Todes, bei ähnlichen Fällen zu um so größerer Vorsicht und Aufmerksamkeit angespornt werden, oder waren organische Fehler vorhanden, unsere pathologischen Kenntniße vermehren und ein anderes Mal besser prognosticiren können, wo Gleiches zu sein scheint.

3. Der Arzt als Mensch und als Geschäftsmann.

In der Mehrzahl der Fälle hat es der Arzt nicht allein mit körperlichen, sondern auch mit geistigen Uebeln zu thun.

Die kräftigsten Mittel schlagen nicht an, weil die Seele des Kranken durch Kummer und Sorgen niedergedrückt ist. Hier ist es unsere heilige Pflicht, mit Vorsicht und Schonung, nur jede Zudringlichkeit ernstlich vermieden, die Ursachen zu erforschen, und aus diesem Grunde befleißige sich der Arzt strenge, ein zwar heiteres aber ernstes Wesen in die Krankenstube mitzubringen. Einem läppischen Späßemacher wird Niemand leicht Vertrauen schenken. Oft können wir auch von den Angehörigen so Manches erfahren, welche gern dem gesetzten Mann zu vertrauen pflegen. Eine Hauptregel bleibt aber immer die, allmählig und schonend in Geheimnisse zu dringen, welche mehrentheils sehr trauriger Natur sind. Hat man erlangt, was man zu erlangen wünschte, so suche man nun eine Hoffnung zu wecken, und hier sei selbst eine kleine Unwahrheit erlaubt, denn es gilt Menschenleben und oft das Glück und Wohl ganzer Familien.

Giebt es für den Arzt eine lockendere und schönere Aufgabe, als die, wo Sorgen des Mangels und der Armuth herrschen, abzuhelfen, soweit es in unseren Kräften steht? Man wird hier einwerfen, der angehende Praktiker hat genug für eigene Existenz zu kämpfen. Dies ist richtig, allein dem Arzt bietet sich häufig Gelegenheit, mit wohlhabenden Menschen zu verkehren, denen es nicht an Mildthätigkeitssinn fehlt, und welche ihre Gaben nur nicht an Unwürdige und Faullenzer verschwenden wollen. Empfangen wir auch später für geleistete Dienste nicht den verdienten Dank, wohl gar Undank, so ist schon das Bewußtsein einer guten That Belohnung genug.

Es giebt Kranke, die, obschon sie hinlängliche Mittel besitzen, nach der Wiederherstellung nicht an die Bezahlung denken. Schon um dieser wegen ist es für den Arzt unumgänglich nöthig genaue Bücher zu führen, und solchen bösen Schuldnern die Forderung, welche dann aber besonders mäßig sei, nicht zu schenken. Die Furcht, von ihnen verleumdet zu werden, darf uns nicht schrecken. In der Regel sind ihre Tugenden schon bekannt, oder werden es bald. Sie machen es mit einem

zweiten und dritten Arzt nicht besser. Wir entziehn uns durch diese übel angebrachte Freigebigkeit nicht allein uns oder unserer Familie wohlerworbenes Eigenthum, sondern benehmen uns auch selbst die Mittel, da zu helfen, wo wir gern möchten. Sehr empfehlenswerth in dieser Hinsicht sind die Krankentabellen, welche Dr. Streit zu Waldenburg mit Erklärung im Henning'schen Verlag zu Greiz 1830 herausgab. Sie sind nicht allein sehr billig, sondern auch der Geschäftsgang wird dadurch ungemein vereinfacht.

4. Der verheirathete Arzt und Einiges über Verschwiegenheit.

Besser wird es immer für den Arzt sein, wenn derselbe verehelicht ist, denn vor dem unverheiratheten beobachten Frauenzimmer, namentlich jüngere, stets eine gewisse Zurückhaltung, die oft gefährliche Uebel verschweigen läßt. Tritt man aber in den Ehestand, so bleibe es Grundsatz von den ersten Tagen der Flitterwoche an, der Frau so wenig als möglich über unsere Patienten zu sagen und sie an unser Schweigen in dieser Hinsicht zu gewöhnen, so lange es noch Zeit ist, wenn man sich den häuslichen Frieden und eine gute Praxis erhalten will. Ueberhaupt aber mache man es sich zur festen Regel, weder gegen sogenannte gute Freunde, noch in Privat- oder öffentlichen Cirkeln über Patienten zu sprechen, den Fragenden nur in refracta dosi mitzutheilen, was ihnen wissen zu lassen erlaubt ist. Zuweilen ereignet es sich, daß wir in Familien Hausarzt werden, wo entweder der Mann oder die Frau Hang zu Ausschweifungen zeigt und durch galante Krankheiten dafür belohnt wird. Hier gilt es unverbrüchlich verschwiegen zu sein, die Arzneien selbst zu besorgen, denn nicht selten erlauben sich die Provisoren gegen Dienstboten Anspielungen hinsichtlich der gebrachten Recepte. Werden wir um den Namen des Leidens von dem einen Theil befragt, so ist es ja leicht etwas vorzugeben, wodurch kein Verdacht erregt wird. Denn wir Aerzte sind nicht

als Richter berufen, nur warnen sollen wir vor den schrecklichen Folgen des Lasters. Uns ist ein Arzt bekannt, welchem einst eine verheirathete Frau, die viele Jahre hindurch in einer glücklichen jedoch kinderlosen Ehe gelebt, aber aus einer Art Manie, Mutter zu werden, sich heimlich einem anderen Mann hingegeben hatte, sich vertraute und ihm eröffnete angesteckt zu sein. Dieser glaubte nun, nichts Besseres thun zu können, als den Mann hiervon zu unterrichten. Die Ehe wurde getrennt, jedoch behielt unsern Arzt der Mann nur noch einige Jahre.

5. Das Verhalten, wenn man hinsichtlich neuer Methoden in der Medizin und wegen Universalmitteln befragt wird.

Hier ist doppelte Vorsicht bei der Antwort nöthig. Man tadele nicht heftig und spreche nicht einer neuen Methode oder einem Universalmittel alles Nutzenbringende ab, wenn man nicht Gründe entwickeln kann, die jeden Zweifel niederschlagen. Leicht geschieht es, daß der Kranke durch eigene Erfahrung oder auch durch die Erzählungen Anderer, vom Gegentheil dessen, was wir sagen, überzeugt wird und dann Adieu Vertrauen und Ruf. Noch weit voreiliger ist es aber, über eine Sache zu urtheilen, die wir noch gar nicht oder wenigstens nicht genau kennen. Unsere Unwissenheit kann uns da leicht aufs Eis gerathen lassen und abscheulich lächerlich machen. Weit besser ist es daher, mit jeder neuen Entdeckung vertraut zu werden und sie baldmöglichst kennen zu lernen. Es bleibt eine leere Entschuldigung, daß dieses selten der Geschäftsdrang erlaube. So viel Zeit erübrigt jeder, namentlich der angehende Arzt, wozu auch noch der reelle Nutzen, Bereicherung unserer Kenntniße kommt.

Ueber das Treiben von Quacksalbern urtheile man milde, es scheint sonst Brodneid. Sie werden ohnehin vom Publikum bald außer Cours gesetzt.

6. Ueber den Gesprächston.

Oben schon wurde hierüber Einiges mitgetheilt, und es sei noch Folgendes erwähnt. Der Arzt befleißige sich einer reinen und deutlichen Sprache. Er poltere nicht, ohne ebensowenig süßlich zu flüstern. Man bemühe sich, die Provincialismen kennen zu lernen, denn dadurch wird mancher Irrthum vermieden. Höchst unpraktisch ist der Gebrauch von Schimpfwörtern und Flüchen. Sie werden zur Gewohnheit und entschlüpfen uns oft da, wo sie Schaden bringen und den Charakter in ein übles Licht stellen. Stand, Alter und Geschlecht fordern in diesem Punkte mancherlei Modificationen. Mit Leuten der niedern Classen verlangt es oft, ein derbes, gerades Wort zu sprechen. Höhere Stände finden nicht selten die Anwendung gewisser Ausdrücke unanständig oder ekelhaft. So ist das Wort Schwitzen in übeln Credit gekommen, und man hat das poetische Duften an dessen Stelle gesetzt. — Namentlich sind hier vornehme Damen sehr empfindlich, und man muß sich deshalb bei Zeiten eine förmliche Kunstsprache zu eigen machen, um sie über gewisse delicate Gegenstände auszuforschen. Meistens besitzen sie hierin einen sehr feinen Takt, so daß sie auf bloße Andeutungen uns schon entgegen kommen. Selbst Männer der höheren Stände mögen nicht allemal über dergleichen Dinge unumwunden sprechen. An Personen von jugendlichem Alter stelle man nur die einfachsten und leicht verständlichsten Fragen.

7. Das Ordiniren und die Handschrift des Arztes.

Der Arzt gehe nie von dem Bett eines zum ersten Mal besuchten Kranken, ohne ein Recept verschrieben zu haben. Sind wir in der Diagnose nicht klar, alsdann ein Mittel, welches, wenn es keinen Nutzen, doch auch keinen Schaden stiftet. In heftigen acuten Krankheiten, wo auch der geringste Verzug Gefahr bringt, verlange der junge Arzt freimüthig den Beistand

eines ältern Collegen. Solches Betragen wird ihm nur zum Lobe angerechnet werden.

Es kann nie oft genug wiederholt werden, wie dringend nöthig es ist, auf den Geschmack und die Antipathien gegen gewisse Formen der Arzneien beim Kranken Rücksicht zu nehmen. Die Einbildungskraft gewonnen, heißt schon die halbe Cur gemacht.

Der Arzt führe eine deutliche und gefällige Handschrift. Abgesehen davon, wie leicht Irrungen durch Krakelfüße entstehen, so hat überhaupt jenes Sprichwort: Gelehrte schreiben schlecht, den guten Klang verloren, und es empfiehlt den jungen Arzt die Accurateſſe und der Fleiß, mit dem er seine Recepte schreibt, sehr. Man schließt von dem Unbedeutenderen auf das Bedeutungsvollere.

8. Das Vorkosten der Arzneien.

Keine Sache wird von den Aerzten mehr vernachlässigt als diese, und sie ist doch so wichtig. Eines Theils flößt man dadurch den Kranken selbst Muth ein, die Arzneien zu nehmen, andern Theils erlangt man dadurch eine Uebung, in der Apotheke geschehene Fehler oder schlechte Ingredienzen auffinden zu lernen. Man nehme etwas Weniges von dem Medicament auf die äußere oder innere Handfläche, netze die Spitze eines Fingers und bringe diese an die Zunge; auf diese Weise kann man selbst für den gesunden Organismus schädliche Stoffe untersuchen. Das Riechen an die Arzneiflaschen vermeide man, denn es ist keineswegs appetitlich für den Kranken, aus dem Glas etwas einzunehmen, wo kurz vorher ein Anderer seine Nase hineingesteckt hat.

9. Hausapotheken und Kenntniß roher Arzneistoffe.

Beide sind dem jungen angehenden Arzt sehr zu empfehlen. Man bereite selbst Arzneimittel zusammengesetzter Gattung, um sich Aufklärungen über Farbe, Geruch und Geschmack

zu verschaffen. Eine Sammlung roher Arzneistoffe ist sehr nützlich, um, zumal auf dem Lande, Apothekern, welche nicht immer das wissen, was sie wissen sollten und müßten, nöthigen Falls Unterricht bei fraglichen Gegenständen zu geben, anderer in die Augen fallender Vortheile nicht zu gedenken.

10. Urtheile über andere Aerzte.

Man wird nicht selten durch die Frage, was man von diesem oder jenem Arzte denke, in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Oder es tritt der Fall ein, daß man als zweiter Helfer angefleht wird, nachdem man zu dem ersten das Vertrauen verlor, und dann möchten die Leute so gern ihr Verfahren durch eine Nachlässigkeit oder Unwissenheit des ersten Arztes entschuldigen. Häufig geschieht auch dieser Wechsel nach Todesfällen, die man diesem wohl ebenfalls zur Last legt. Nur dann sich nicht zu heftigen und weitschweifigen Expectorationen über die Handlungsweise unseres Collegen verleiten lassen, sondern mit Mäßigung, Rückhalt und Schonung, sei es auch nur für den Stand, dem man angehört, sich ausgesprochen! Vorlautes Wesen hat sich schon an dem strengen Herrn Kritiker selbst gerächt, wenn er Gelegenheit hatte, später tiefer in die Verhältnisse einzudringen, und seine Kunst ebenfalls scheiterte an der nämlichen Klippe.

11. Noch einige Verhaltungsregeln bei vornehmen Leuten.

Bei vornehmen Familien sind zuweilen alle Bemühungen vergeblich, Dingen auf den Grund zu kommen, von denen man muthmaaßt, daß sie unserem Curverfahren ein Hinderniß werden. Dann kann man sich am leichtesten Aufschlüsse von vieljährigen Dienern des Hauses erholen. Niemand weiß in der That gewöhnlich besser um solche Geheimnisse, als diese dienstbaren Geister. Ferner kann man ihre Gebieter durch dieselben oft einzig und allein zur Ausführung dessen bringen, was sie dem

Arzt hartnäckig verweigern. Durch Artigkeit, ohne sich zu erniedrigen, sind sie leicht zu gewinnen.

Hat man die Ehre, in ein vornehmes Haus gerufen zu werden, so gilt es vor Allem das Vertrauen der Gnädigen zu erwerben. Damen der höheren Stände verstehen es am besten, das Pantoffelregiment zu führen. Die zweite Aufgabe bleibt die, zu sehen, wer von der Dienerschaft nun wieder die gnädige Frau commandirt, ob es Zofe, Kammerdiener oder Jäger sei, und in welchem Grade sie ihre Herrschaft ausüben. Die gehörige Behutsamkeit bei dieser Recognoscirung haben wir nicht nöthig, weitläuftig zu empfehlen.

12. Das Benehmen gegen Ausländer.

Deutschland, Italien und die Schweiz sind der Tummelplatz von Reisenden aller Nationen. Natürlich, daß sie auch mit uns in Berührung kommen. Vortheilhaft und fast unumgänglich neuerer Zeit ist für den Arzt die Kenntniß lebender Sprachen, wenigstens der englischen und französischen. Gewandheit des Sprechens in diesen beiden, erwirbt dem Arzt sogleich Vertrauen. Sorgfältig hüte er sich, bei Consultationen mit Fremden die Curmethoden und Ansichten der Medici ihres Landes zu tadeln; vielmehr stimme er denselben im Allgemeinen bei (sie sind auch häufig auf Sitte, Lebensart und Klima wohlbegründet) und sage nur, daß entweder die Individualität unseres Landes eine Abweichung nöthig mache, oder diese durch die Specialität des Falles bedingt sei.

Bevor man den Heilungsversuch beginnt, unterrichte man sich sorgfältig von der medizinischen Geographie des Landes, aus welchem der Fremde kommt. So ertragen in der Regel Britten weit eher stärkere Arzneien und größere Dosen als Südländer, während diesen Säuern besser bekommen.

Man sei artig und zuvorkommend, weise jedoch jede Anmuthung, welche die Grenzen überschreitet, Angriffe auf Wissen und Kenntnisse deutscher Aerzte mit angemessenem Ernst zu-

rück und zeige stets Gefühl für Nationalität. Bei der Bezahlung lasse man es lieber auf Generosität ankommen, aber wo schmutziger Geiz im Spiele, fordere man, und dann hoch. Es herrscht bei reichen Leuten nicht selten die drollige Idee, nur ein theurer Arzt sei ein gescheider.

II. Das Krankenexamen.

Es modificirt sich zunächst darnach, ob man chronische oder acute, wahnsinnige oder verständige Kranke zu befragen habe. Die weiter unten angegebenen Regeln würden, in ihrer ganzen Ausdehnung und mit einem Male hintereinander angewendet, bei acuten oder hitzigen und irren Kranken für letztere nicht allein ungeheuer ermüdend, sondern auch zweckverfehlend, ja sogar schädlich sein. Darum richte man sich in der Anzahl seiner Fragen stets nach den Umständen und höre auf, sobald der Kranke mürrisch oder ermüdet scheint.

Das eigentliche Examen zerfällt in drei Theile, in die sich verschiedene Zwischenfragen einordnen: 1) die Fragen über den Beginn 2) den Verlauf der Krankheit und 3) die Zustände vor diesem Uebel.

1. Beginn der Krankheit.

Jede Krankheit hat ihre gewissen Vorläufer oder Prodromen. Für den Arzt sind sie von hoher Wichtigkeit, und es muß ihm daran gelegen sein, zu wissen, von welcher Beschaffenheit sie gewesen. Wenige Kranke giebt es, die sie nicht vorher beobachtet hätten. Man frage daher, ob der Kranke eine Schwere oder förmliche Zerschlagenheit der Glieder, Frösteln oder fortwährende Hitze, sogenannte Eingenommenheit des Kopfes, ungewöhnliches und übles Aussehen, fortwährende Neigung zum Schlaf, ob derselbe entweder ruhig oder betäubungsartig gewesen, ob der Kranke die Eßlust verloren, der Durst sich vermehrt oder vermindert habe ꝛc.

2. Verlauf der Krankheit.

Hier lasse man die Erzählung fortsetzen (wobei man die Kranken, namentlich Weiber, Hypochondristen, so wenig wie möglich unterbrechen soll) von dem Hinzutreten neuer und dem Verschwinden mancher Symptome. Ist sie beendigt, so schenke man seine Aufmerksamkeit den Excretionen. Man untersuche das ausgelassene Blut, den Urin, Stuhlgang, Auswurf, Geschwüre oder Exantheme, fühle ob der Körper feucht oder troken, an welchen Stellen er schmerzhaft sei. Man beobachte die Lage im Bette und erkundige sich, ob der Kranke dieselbe Lage, wie in gesunden Tagen, habe, ob eine gewisse Lage ihm angenehm oder unerträglich sei.

3. Die Zustände des Patienten vor diesem Uebel.

Sie geben oft die besten Aufschlüsse über Natur und Wesen, sowie den Sitz der Krankheit und sind die wahren Führer zu einer richtigen Diagnose. Man forsche daher nach vorangegangener Frage des Alters, an welchen Krankheiten der Patient früher gelitten mit Berücksichtigung der unter No. I. b. angegebenen Vorschriften; verschmähe selbst nicht zu erfahren, welches die Krankheiten der Eltern sind oder die Ursache ihres Todes gewesen, oft zeigen sich hier erbliche Dispositionen. Bei Befragung der zarten Jugend schränkt sich dieses ein. Hier stelle man nur die dringendsten Fragen und suche das Weitere von den Angehörigen zu erforschen.

Ist man hiermit zu Ende gekommen, so bleibt noch unumgänglich nothwendig, zu wissen, welche Mittel bisher angewendet wurden, und dies bildet zugleich den Uebergang zu jenem Examen, was sich in das Allgemeine erstreckt, und welches nicht bei einem Besuch erledigt werden kann. Die Resultate ergeben sich davon nach und nach und sind am besten gesprächsweise bei fortgesetzten Visiten zu erlangen. Keineswegs darf es jedoch vernachlässigt werden, da durch dasselbe der Arzt

einzig und allein dahin kommt, die Individualität eines Kranken vollkommen kennen zu lernen.

Um bei einer größeren Praxis Verwechselungen vorzubeugen und dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, ist es empfehlenswerth, sich dafür ein besonderes Journal anzulegen, in dem die Namen der Krankheit entweder mit griechischen Lettern oder in lateinischer Uebersetzung verzeichnet stehen.

Bei diesem Journal sind folgende Punkte zu berücksichtigen: 1) die Beschäftigung des Kranken, 2) sein Geschlecht, 3) Vaterland, 4) die Wohnung und deren Lage, 5) die Gemüthsart, 6) Witterung.

1. Beschäftigung des Kranken.

Sie ist nicht selten die erste Ursache des Leidens, vorzüglich bei chronischen Uebeln. Die Lebensart vornehmer Leute, das Schwelgen und Prassen, in großen Städten an der Tagesordnung, muß die Gesundheit untergraben, und so lange der Arzt seine Kranken an keine regelmäßige und der Natur angemessene Lebensordnung gewöhnen kann, wird er auch in der Cur nicht glücklich sein.

Mancher Geschäftsmann, der Tag und Nacht an seinem Schreibtische zubringt, und um des leidigen Gelderwerbes willen sich wenig oder keine Erholung gönnt, zieht sich so hartnäckige Unterleibsübel zu, daß sie keiner rationellen Behandlung weichen, sobald nicht auch die Lebensordnung geändert wird. Handwerker, Künstler ꝛc. sind den Einflüssen schädlicher Stoffe ausgesetzt, dazu an den Arbeitsstuhl gebannt, wobei das Leben hinsiecht, und selbst die kräftigsten Mittel wenig Hülfe leisten werden.

Unterrichtet man sich durch Fragen über dieses genau, so wird man in der Prognose wie Diagnose ungemein erleichtert werden.

2. Das Geschlecht.

Niemand macht dem Arzt mehr Beschwerde als die Weiber. Ihre Unbeständigkeit ist ein wahrer Proteus, der sich

unter tausend Gestalten entgegenstellt oder uns wie Geist Rübezahl narrt. Daher gilt es, sie förmlich zu studiren, ihre Schwächen und Fehler zu erforschen, ihre Lectüre zu wissen und vor Allem auf den Eintritt und das Wegbleiben der monatlichen Reinigung in den Jahren der Pubertät oder Decrepititât Acht zu geben, bei Verheiratheten auf die Schwangerschaftsverhältnisse. Man soll in diesem Punkte ein wachsames Auge haben, jedoch sich erst dann äußern, wenn man seiner Sache völlig gewiß ist. Bei Kindern beiderlei Geschlechts ist es öfters rathsam, sie völlig entkleidet zu untersuchen. Bei Männern sehe man auf Neigung zu Ausschweifungen im Trunk und in der Liebe, sowie auf ihre Gesundheitszustände vor und nach der Verheirathung. Auch das Tabaksrauchen ist hier zu erwähnen.

3. Das Vaterland.

Die Veränderungen des Klima, die Anhänglichkeit an die Heimath bringen oft merkwürdige Umstimmungen in dem Organismus hervor.

4. Die Wohnung und deren Lage.

Es ist bekannt, wie nachtheilig feuchte, schwerheizbare oder zugige Wohnungen auf den Körper einwirken. Sie legen nicht selten den Grund zu einem Uebel, was erst nach Jahren gefahrdrohend sich zu erkennen giebt.

6. Die Gemüthsart.

Von großem Vortheil ist es, zu erfahren, wie das Temperament des Kranken in gesunden Tagen beschaffen war. Wir erhalten dadurch Aufklärung über manche sonst räthselhafte Erscheinung, und es ist hier von Nutzen, zu wissen, was ein berühmter Arzt über die Temperamente schrieb.

„Sanguinische haben eine schöne Haut, runde, weiche Glieder, eine angenehme Gesichtsfarbe, ein lebhaftes blaues Auge, volle Blutgefäße, vertragen nicht gut äußere Wärme,

schwitzen leicht und stark, haben einen hohen Grad von Empfindlichkeit und Reizbarkeit, sind fröhlich, unbesorgt, veränderlich, redselig, zur Wollust sehr geneigt, haben mehrentheils weiche Stühle."

„Cholerische haben meistentheils einen zarten, nicht ganz mageren und trockenen Körper, eine weißlichgelbe Haut, oft mit rothen gekräuselten Haaren besetzt, die Augäpfel sind von mittlerer Größe, mit einer oft dunkeln Blendung des Sternes, ein blitzendes, durchdringendes, oft mit wildem Aussehn verbundenes Gesicht, der Puls ist häufig und schnell, die Wirkungen der Muskeln beim Gehen, Sprechen und andern Handlungen geschehen schnell, die Galle ist häufig und scharf, sie schwitzen wenig, machen die Wäsche bald schmutzig, haben aber öftere Leibesöffnung, und lieben vorzüglich thierische Nahrung."

„Hypochondrische haben eine gelbliche Farbe und leiden gemeiniglich an der Leber, haben meistentheils etwas angeschwollene Thränendrüsen, sind traurig, unentschlossen, mißtrauisch, furchtsam und manchmal bei gewissen Anläßen heftig, leiden bei der geringsten verdrießlichen oder unangenehmen Empfindung an ihrem ganzen Körper, bei der kleinsten bangen Vorstellung bekommen sie Blähungen, Herzensangst, Schwindel, Durchfall, Vapeurs, Ohnmachten und Convulsionen; sie sind leicht zum Brechen geneigt, haben den feinsten Geruch, den empfindlichsten Magen und Därme, das reizbarste Herz; sie können gewisse Töne, Farben, Früchte, Thiere, Gerüche nicht erdulden, ohne dabei in die größte Herzensangst zu gerathen."

„Melancholische sehen bleifarben aus, haben ein trauriges Aussehen, mehrentheils kleine zurückgezogene blitzende Augen, überhaupt harte, krause Haare, eine rigide Haut; sie haben kleine Schlagadern und einen kleinen sparsamen Puls, aber aufgeschwollene blaue Blutadern; sie haben wenige aber chwarze Galle, harten Stuhlgang, sind mäßig reizbar, es dauern aber bei ihnen die gemachten Eindrücke sehr lange; sie

zeigen in allen ihren Handlungen eine gewisse Festigkeit und Stetigkeit, dabei aber eine Langsamkeit in ihren Bewegungen, die doch mit einer großen Kraft und Stärke verbunden ist."

„Böotische sind fleischig, vollsaftig, haben starke, mit wenig Reizbarkeit versehene Muskeln, kleine stumpfe Nerven, wenig feines Gefühl des Schmerzes und der Wollust, ihr Pulsschlag ist stark, aber selten, sie sind langsam in ihren Handlungen, arbeiten aber mit Kraft und Dauer, in ihren Unternehmungen sind sie meistens pöbelhaft."

„Phlegmatische sind träge, verzagt oder furchtsam, haben mehrentheils eine weiche weiße Haut, weiche Haare, besonders wenig Bart, schlaffen Körper, sehr hervorragende nicht stark bewegliche Augen, ein schläfriges Aussehn, einen sparsamen, langsamen Puls, sprechen langsam und mit nicht starker Stimme, sind geduldig und haben überhaupt wenig Reizbarkeit."

6. Die Witterung.

Das Wetter spielt eine bedeutende Rolle in den Krankenstuben, und eine schnelle Abwechselung der Temperatur hat schon manchem gesunden Menschen den Tod gebracht. Darum frage auch der Arzt, ob sich der Kranke noch erinnern könne, wie die Witterung bei Beginn der Krankheit gewesen, und ob er sich derselben sehr ausgesetzt; ob er empfindlich oder abgehärtet für dieselbe sei?

III. Schluß.

Zum Schluß noch einige allgemeine Regeln für den Arzt am Krankenbette. Man soll nicht immer sogleich von der Krankheit mit den Patienten zu sprechen anfangen oder während der Unterredung bedenkliche Miene machen. Die Frage soll man unter gewissen Verhältnißen, wie die Erminalisten

zu sagen pflegen, nach Art des Kreuzverhörs einrichten, d. h. verschiedene zu gleichem Zweck stellen, aber sie so verhüllen, daß der Kranke nicht merke, was man eigentlich wissen möchte. Unnütze Zuhörer sind vom Bette zu entfernen. Man trage keine starken Gerüche an sich, erzähle keine Unglücksfälle, denke, daß es Kranke giebt, welche Leiden simuliren, fühle nicht im ersten Augenblicke schon an den Puls und examinire, wenn der Kranke sich seiner so viel als möglich bewußt ist.

Ein Wort über ärztliches Honorar.

Von

Jul. Sincerus.

Honos alit artes. Cic.

Zu den delikaten Dingen, die mit Klugheit, Gemüthlichkeit und feinem Tacte gethan sein wollen, gehört das, was man das Honoriren des Arztes nennt. Schon der Name deutet darauf hin, daß es seine Ehrensache sei; und daß man doppelt ja dreifach den Arzt bezahlen kann, ohne ihn und seine Kunst honorirt zu haben. Unser Motiv zu Anfang dieses Aufsatzes, daß „Ehre die Kunst fördert," sollte Jeder lebendig vor Augen haben. Man belebt das Bewußtsein und das Streben des Künstlers, wenn man bei Belohnung seiner Werke ihm mit einem zarten Wesen begegnet, das seine mühevolle Bahn verdient. Der kluge Menschenkenner weiß es nur zu gut, daß nicht das Wieviel, sondern das Wie und Wann hier oft den Ausschlag giebt; und man verkennt wahrlich die Würde der Kunst, wenn man ihr den prosaischen Vorwurf macht, sie gehe bloß nach Brot; jeder Vernünftige sieht ein, daß, soll der Künstler große Ideen in seinem Geiste empfangen und zur That gestalten, sein Gemüth nicht von den Sorgen des Tages erdrückt,

oder von traurigen Erfahrungen roher Undankbarkeit erbittert sein darf.

Jede Rechnung zum neuen Jahre hat etwas Unbehagliches für ihren Empfänger: denn gewöhnlich ist der Genuß, den man bezahlen soll, in der Erinnerung schon erloschen, und man ist verdrießlich, für Dinge Geld zu geben, deren Dasein kaum noch in der Idee existirt. Und gar noch für die Heilung einer Krankheit, die man im April überstanden, im darauf folgenden Jänner zu zahlen! Man sieht, hört, fühlt, genießt von allem Dem nichts mehr, wofür man bezahlen soll — und ist die erlangte Gesundheit nicht etwas Problematisches? Etwas, das alle Aerzte nur ein Relatives nennen? Ist es nicht blos ein Abstractum, ein Ding, das so bloß in der Idee besteht? Da heißt es: „Wer steht mir dafür, daß mich meines Arztes Kunst, und nicht vielmehr die Natur auf den Weg der Besserung geführt? Wer ist mir Bürge, daß ich, wenn ich gar keinen Arzt gehabt hätte, nicht schneller und wohlfeiler genesen wäre? Habe ich ihn nicht reichlich durch mein Zutrauen belohnt, und ihn dadurch in andere Häuser empfohlen? Ich will ihn wohl bezahlen — aber nicht gleich zum neuen Jahre; das hieße, als hätte man gar nichts Anderes zu denken. Auch weiß ich noch nicht, wie ich ihn für seine Kunst belohnen soll. Ich muß erst mit meinen Freunden, deren Hausarzt er ist, sprechen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Ich will doch im Kalender nachsehen, wie oft er mich während meiner Krankheit besuchte." Indem solche Gedanken den Geist des Schuldners durchkreuzen, wird er vom Besuche eines Freundes überrascht — gute Nacht Honorar! Es ist nicht nur aufgeschoben, sondern vergessen; wie lange wird es dauern, bis sich wieder ein Gedanke an Zahlen wird anmelden dürfen — und klopft er schüchtern bei dem schuldbewußten Gewissen an — wehe ihm, wenn er sich höher, als bis zur leisen Mahnung versteigt. Da wird er barsch angefahren. „Quos ego," heißt es da: „Wegen dieser Bagatelle so viel Wesens zu machen! Habe ich doch selbst daran gedacht!

Mir eine solche Zumuthung! Ich habe wohl wichtigere Geschäfte; es bleibt immer undelikat mich an meine Schuldigkeit zu erinnern! — „Ah! Sie da, lieber Doctor, wie freue ich mich, Sie zu sehen," ruft der eben in diesen Betrachtungen vertiefte Mann beim Eintritte seines Arztes, „was bringt Sie zu mir?" „Ein junger Mann, für dessen Talente ich Bürge bin, ersucht mich, ihn bei Ihnen zu empfehlen." — „Mit Vergnügen! — Apropos, lieber Doctor, ich bin ja noch Ihr Schuldner." — „Eine Kleinigkeit. Adieu, mich drängt ein Consilium." — „Adieu!" — „Was der Mann beschäftigt ist! Das Alles hat er der an mir gemachten Cur zu verdanken. — Der Mann hat durch mich sein Glück gemacht. — Aber ich muß ihn doch bezahlen! — Schicke ich ihm heute das Honorar? Da sähe es aus, als hätte er mich erinnern wollen; ich will ihm früher die eben angesuchte Gefälligkeit erzeigen, und dann, wenn er gar nicht daran denkt, meine Schuldigkeit entrichten. — Aufgeschoben ist nicht aufgehoben." — Ich weiß nicht, ob der Arzt bezahlt wurde; aber in das Haus dieses Mannes ward er nicht mehr gerufen.

IV.

Medicinische Länder-, Völker- und Städtekunde.

Etwas vom physischen und moralischen Charakter der Chinesen *).

(Ein Beitrag zur vergleichenden Diätetik der Völker.)

Das Uebergewicht, dessen sich die Chinesen über die anderen Nationen Asiens erfreuen, ist so entschieden, daß es zum Beweise hierfür nicht erst einer ausführlichen Vergleichung bedarf. Die physischen Gründe dieser Ueberlegenheit findet Davis in der vortheilhaften, geographischen Lage China's, in den allgemein günstigen climatischen Verhältnissen, in der durchschnittlichen Fruchtbarkeit des Bodens und der großen Leichtigkeit des inneren Verkehrs, herbeigeführt durch die Beschaffenheit des Landes, und gefördert durch die Kunst. China's frühe Civilisation in der allgemeinen Geschichte der Erdkugel beruht, nach der Ansicht des genannten Schriftstellers, der 20 Jahre daselbst zubrachte, theilweise mit in den gemäßigten climatischen Verhältnißen. „Ein aufmerksamer Blick auf die tropischen Gegenden der Erde (sagt Davis), wo

---

*) Nach: Davis, The Chinese, a general description of the empire of China, und Bran's Miscellen aus der neuesten ausländ. Literatur 1837 St. 9.

Nahrung in größter Fülle producirt wird, scheint die Ansicht zu rechtfertigen, daß äußerste Fruchtbarkeit sich stets den Fortschritten des Menschengeschlechtes ungünstig gezeigt hat; oder wenigstens daß Industrie und fortschreitende Bildung der Nationen gewissermaßen von einem bestimmten Verhältniß zwischen deren Bedürfnissen und den natürlichen Hilfsquellen abhängen. Der Mensch, physisch betrachtet, ist von Natur ein indolentes, träges Thier, und wird ohne den Sporn der Nothwendigkeit, sich, so weit er kann, mit den Vorräthen begnügen, welche die Natur für ihn anhäuft. Daher sehen wir in den warmen und fruchtbaren Regionen der Tropenländer, wo Wohnung und Kleidung durch die climatischen Verhältnisse fast überflüssig gemacht werden, und wo sich die Nahrung mit geringer Anstrengung hervorbringen läßt — wie gering die Fortschritte in den meisten Dingen sind. In den Regionen des Nordpols hingegen, wo die Natur im Verhältniß zur Arbeit, die sie verlangt, knauserisch ist, und wo daher die Menschen nur kümmerlich Nahrung vorfinden, wird Industrie nur entmuthigt. Und so scheint es, daß da, wo die Natur weder zu freiwillig und fruchtbar, noch zu stiefmütterlich und karg, sondern die richtige Mitte zwischen beiden Extremen beobachtet, Industrie, Wohlstand und Civilisation am besten gedeihen, weil einerseits Nothwendigkeit zur Arbeit, andererseits Früchte als Lohn derselben stattfinden. Diese beiden Umstände finden in China Statt." — Nebst diesen climatischen Ursachen giebt es noch andere Gründe der Ueberlegenheit des chinesischen Charakters, in Bezug auf Intelligenz, Industrie und Mäßigkeit. Diese Gründe liegen in ihrem Erziehungssysteme und in dem der guten Eigenschaften ihres Nationalsystems. Die chinesische Regierung richtet, weit mehr als irgend eine andere asiatische, ihr hauptsächlichstes Augenmerk auf die Erziehung, und jeder Chinese erfreut sich derselben, wenigstens in gewissem Maße. Die ganze häusliche Erziehung richtet sich aber auf gesellschaftliche Ordnung und allgemeine Industrie. Jedoch

arten diese Vortheile, die sie im Vergleich zu andern Asiaten genießen, in einen übertriebenen, alle Cultur hemmenden Nationalstolz aus. Sie halten ihr Land für den Mittelpunkt der Welt, verachten die Fremden, und die Mandarinen beeifern sich, diese Selbstliebe und Abneigung gegen alles Europäische zu steigern. Aber dieser Umstand hat andererseits den Vortheil, daß die verweichlichenden Sitten Europas noch nicht bis zu ihnen gedrungen. Die Chinesen sind theils aus Furcht, theils durch Täuschungen der Selbstliebe wenig geneigt, fremde Moden anzunehmen. — Ein anderer nicht unbedeutender moralischer Vortheil zu Gunsten des chinesischen Charakters ist das im Vergleich minder große Gewicht, welches man in China auf den bloßen Reichthum legt. Armuth ist hier kein Vorwurf. Die zwei Dinge, welche sich der allgemeinsten Achtung erfreuen, sind: Hoher Stand, gepaart mit persönlichem Verdienst — und die Ansprüche eines ehrwürdigen Alters. Die Geschichte weiset auch nach, daß in einem Lande, wo das Alter an sich einer gewissen öffentlichen Achtung genießt, auch Mäßigkeit und reine Sitten geehrt, und daher nur gefördert werden können, während es dort, wo Sittlichkeit und Selbstbeherrschung im Genusse den Kürzeren ziehen, zwar viele junge Greise giebt, aber keinesfalls jene höhere Achtung für die Würde des Alters besteht. Diese Ehrfurcht vor dem greisen Haupte, diese Autorität des Alters hat einen unverkennbaren Einfluß auf den friedfertigen und klugen Charakter der Chinesen. Die Unwissenden und Unerfahrenen werden von dem reiferen Urtheile der Aelteren geleitet, und hierdurch die oft thörichte Raschheit und Unbesonnenheit der Jugend in Zaum gehalten. — Ein eigener Zug im Charakter des Chinesen ist die Ruhe und Würde, die er bei Streitigkeiten mit Europäern zu behaupten weiß, und eben dadurch den Gewinn zu tragen, daß er den Opponenten zur Leidenschaft und dadurch zum Unrecht zu bringen sucht. Die Lehre, sich vor aller Hitze und Aufwallung in Acht zu nehmen, wird

ihnen von frühester Jugend eingeprägt, und die Gewöhnung, alle roheren Leidenschaften zu zügeln, ist wohl auch der Grund, weßhalb gewaltthätige Verbrechen bei ihnen so selten sind. Bei wirklichem Unrecht aber können sie doch zuweilen höchst rachsüchtig sein. — Ganz eigenthümlich ist dem Chinesen die geheiligte Rücksicht gegen verwandtschaftliche Verhältnisse, seine Liebe zum häuslichen Leben, seine treue Anhänglichkeit an den Geburtsort, die ihn nicht selten veranlaßt, Ehrenstellen und hohe Aemter zu verlassen, um sich ins heimathliche Dorf zurückzuziehen. In Bezug auf den Mord der weiblichen Kinder, den man den Chinesen vorwirft, glaubt Davis, daß hierbei viel Uebertreibung obwalte. Es sei kein Zweifel, daß Fälle solchen Kindermordes bisweilen vorkommen; allein nur in den Hauptstädten China's, wo die Aermsten in der dichtgedrängten Bevölkerung oft große Schwierigkeit finden, die nothwendige Subsistenz zu erwerben. Im Allgemeinen lieben die Chinesen ihre Kinder sehr. Daher binden sie den beständig in den Booten lebenden Kindern einen Kürbis unter den Leib, damit sie bei Verunglückung des Bootes so lange schwimmen können, bis sie aus dem Wasser gerettet werden. — Was den physischen Charakter der Chinesen betrifft, so hat man die Bemerkung schon oft gemacht, daß es keine schöner gebaute und kräftigere Menschenracen giebt, als die Lastenträger in Canton. Die weiten Kleider gestatten ihren Gliedern eine Entwickelung, die viele von ihnen zu vortrefflichen Modellen einer Statuensammlung macht. Dieses Uebergewicht des physischen Charakters der Chinesen im Vergleich mit vielen anderen Asiaten muß größtentheils dem, im Allgemeinen gesunden Clima zugeschrieben werden, trotz allen schnellen Wechsels von Hitze und Kälte. Das in allen niedrig gelegenen Districten des Landes Statt findende Bebauungs- und Austrocknungssystem hat ohne Zweifel auch an jener Wirkung großen Antheil; so wie die durchgängig thätigen und mäßigen Gewohnheiten der niederen Stände ebenfalls wichtige, hier nicht zu übersehende Um-

stände sind. Davis bemerkt hierbei, daß, wenn die furchtbare Geißel, die Cholera, überhaupt in China existirt hat, deren Ausdehnung und Wirkungen wenigstens sehr unbedeutend waren; auch glaubt er, daß die in Frankreich vorherrschende Idee: „Als sei der Gebrauch des Thees eines der Mittel, die Seuche zu vermeiden," vielleicht darin einige Bestätigung finden möchte, daß man sich in einem Lande von dieser Krankheit so ziemlich frei gehalten, wo Thee in weit größerem Maße consumirt wird, als anderswo. — Die chinesischen Frauen sind schlank und zart; die Männer dagegen stämmig — nicht so, daß sie gerade große Muskelkraft verrathen, sondern mehr korpulent und feist. Bei beiden Geschlechtern ist es Mode, die Nägel an der linken Hand bis zu ungewöhnlicher Länge wachsen zu lassen. Die merkwürdigste Unsitte der Chinesen besteht aber in der bekannten unsinnigen Verstümmelung der Frauenfüße. — Die beim weiblichen Charakter für so wesentlich gehaltene Bescheidenheit der Manieren wird sehr durch ihre Kleidung erhöht, die zwar meistentheis von prächtigem Stoffe, in der Form aber sehr anständig ist. Frauen von guter Geburt und Erziehung halten es sogar für unziemlich, ihre Hände zu zeigen, und müssen sie etwas berühren, so geschieht es gewiß nur in Handschuhen. Deswegen betrachten die Chinesinnen die Kleidung der europäischen Damen (wie sie sie auf Gemälden sehen) mit Erstaunen, da sie in der That einen merkwürdigen Contrast mit ihrer eigenen bilden. Gründe zur Ehescheidung sind bei ihnen: Ehebruch, Ungehorsam, Redseligkeit, Dieberei, Boshaftigkeit und eingewurzelte Krankheiten. Für die geeignetste und glücklichste Zeit zur Eingehung der Ehe hält man den Frühling, und den Vorzug vor Allem hat der Monat Februar. In diesem Monat blüht der Pfirsichbaum in China, der in allen dichterischen Anspielungen auf die Ehe eine große Rolle spielt.

Ueber die Heilkunst der Indier.

(Aus den Collectaneen des F. C. v. W. zu Smichow.)

Früher ging der Strom der geistigen Bildung von Osten nach Westen; jetzt fängt er an sich zurückzuziehen nach seinem Ursprung; jetzt sendet Europa seine militärischen Lehrer nach Stambul und Aegypten, nach Teheran und Lahore, so wie seine Heilkünstler nach dem Orient überhaupt. Wir wollen hier einige Worte über den Zustand der Arznei- und Wundarzneikunst der Indier nach Lequerre's Berichte liefern und so einen Blick auf jenes Volk werfen, in welchem sich der Hauptstrom der Geschichte fortbewegt; dessen Religion, Sitten und Wissenschaften viel wichtiger sind, als seine Thaten und Schicksale, dessen Kastensystem dem Strome der Zeiten und der Civilisation widerstanden hat.

Die indischen Aerzte widmen sich keinem medizinischen Studium; ohne alle Kenntnisse der Anatomie und Physiologie kennen sie von den Krankheiten nur die Symptome, welche in die Sinne fallen, und wenden empirisch jene Mittel an, die sie für die geeignetsten halten, zur Heilung der Kälte und der Hitze — die einzigen Krankheitsursachen, die sie anerkennen. Daher ihre zwei großen Heilsordnungen: Erwärmung des Leibes oder Abkühlung. Als Apotheker und Aerzte zu gleicher

Zeit haben sie die Bereitung und Anwendung der Heilmittel in den Händen, und sagen weder dem Kranken noch viel weniger aber den europäischen Aerzten, was sie anwenden. Umsonst bittet sie der europäische Arzt um Nachweisungen über den frühern Zustand des Kranken und über das angewendete Heilverfahren, wenn er während des Verlaufs einer Krankheit zur Behandlung eines Indiers gerufen wird, den sie bisher behandelt hatten.

Kommen die indischen Aerzte zu einem Kranken, so behaupten sie stets, daß sie die Krankheit heben werden, bestimmen die Zeit, wenn dieses geschehen sein muß, und die Summe, die sie für die Behandlung verlangen. Hiervon muß ihnen die Hälfte vorweg bezahlt werden zum Ankaufe von Arzneien, die andere Hälfte wird ihnen nach bewirkter Heilung, wenn sie stattfindet, bezahlt. Ihre Heilart beschränkt sich aber nicht auf die Anwendung von Arzneien; sie heilen auch durch Auflegen der Hände, durch kabalistische Worte und mehr oder minder bizarre Ceremonien, die, man muß es gestehen, durch den Einfluß, den sie auf die leichtgläubige Einbildungskraft der Indier ausüben, manchmal zur Heilung beitragen. Denn die Indier sind ein sanftes, weiches, fast ein weibliches Volk; Ruhe und Dauer sein Charakter. Nie ist es aus der Heimath, nie von seinem Glauben und Gesetzen gewichen; seine höchste Weisheit bestand von jeher in der Erkenntniß der göttlichen Ruhe. Nichts mehr zu begehren, zu fühlen, ja zu denken selbst ist die Seeligkeit, der sich von den ältesten Zeiten bis auf die unseren jene berühmten Gymnosophisten überlassen.

Die indischen Aerzte behaupten, die Krankheiten an der Beschaffenheit und an den Modificationen des Pulses zu erkennen; obwohl sie gar keine Kenntniß davon haben, daß der Puls unter dem Einflusse des Herzens steht. Bei ihrem Heilverfahren greifen sie oft zu Brechmitteln und hauptsächlich zur Ipecacuanha, zu drastischen Abführungsmitteln und zu Quecksilber- und Arsenikpräparaten. Die Anwendung ihrer Arzneien

geschieht in Pillenform, in ihre Recepte aber weihen sie Niemanden ein.

Der Gebrauch kalter Bäder, welche mehr in einer Anschwemmung oder eigentlich einer Taufe bestehen, ist nicht ohne Wichtigkeit in der Lebensweise der Indier; das kalte Bad ist tonisch, begünstigt die Verrichtungen der Haut, befreit sie von Unreinigkeiten, die sie etwa bedecken, und führt eine gesunde Reaction über den ganzen Leib herbei. — Die Indier nehmen große Vorsichtsmaßregeln beim Gebrauche dieser Bäder; sie werden sich derselben, wenn sie unwohl sind, nie unterziehen, und der indische Hausarzt muß tagtäglich erscheinen, um den Puls zu fühlen und zu bestimmen, ob man sich baden kann. Dieser Arzt, noch überdies Sterndeuter, muß in der Kenntniß der guten und schlimmen Tage bewandert sein, und nie darf man ein Bad an einem Unglückstage nehmen.

Der Frauen scrupulöse Reinlichkeit und häufige partielle Bäder den Tag über tragen dazu bei, die syphilitischen Krankheiten weniger gewöhnlich zu machen, so wie diese häufigen Abwaschungen überhaupt in einem Lande, in dem alle Krankheiten der Haut, der gräßliche Aussatz, die entsetzliche Krätze, die vesikulösen, bulbösen und pustulösen Affectionen vorherrschen, durchaus nothwendig sind. Neben den Bädern ist noch das Frottiren des Körpers mit Kokosöl im Gebrauche.

Ueber das Verfahren der indischen Aerzte bei Behandlung von Wunden zeigen Beobachtungen, daß sie für äußere Schmerzen oder geschwürartige Entzündungen meistens Einreibungen mit dem Kuhmiste machen, den man auch als Kataplasma anwendet. In eine frische Wunde, die nur der Vereinigung bedarf, bringen sie pulverisirte Kohle, und fahren damit so lange fort, bis das Blut gestillt ist. Tritt die Eiterung ein, dann greifen sie zu pulverisirtem, schwefelsaurem Kalke oder essigsaurem Kupfer, oder zu andern eben so rationellen Mitteln! So wird auch ein zur Reife gediehener Abscеß nie mit einem schneidenden Instrumente geöffnet; sie bedienen sich hierzu bla-

senziehender Blätter, oder überlassen wohl der Natur die Sorge für dessen Oeffnung, daher übermäßige Absonderung und eine oft sehr reichliche Eiterung, die dem Kranken manchmal den Tod zuziehen kann.

Die Beinbrüche werden nicht von den Aerzten behandelt, sondern von den Töpfern, welche obwohl ohne alle Kenntniß in der Anatomie und Chirurgie, dennoch das Privilegium zur Behandlung dieser Art Verletzung besitzen. Sie bemühen sich zwar, wie es scheint, die Zusammenfügung der Bruchstücken zu bewirken, ist aber eins der Bruchstücke durch eine Wunde herausgedrungen, und finden sie bei der Einrichtung desselben Schwierigkeiten, so stehen sie davon ab, wenden aber darum nicht minder ihren ganz eigenthümlichen Apparat an. Zuerst machen sie einen sehr dicken Teig aus Kuhmist, bringen dann eine Schichte von mindestens einem Zoll Dicke auf die ganze Länge des Theiles des gebrochenen Gliedes, und lassen den untern Theil eben dieses Gliedes frei, wenn sie an dem Arm oder Schenkel operiren. Hierauf bedienen sie sich einer langen, nicht sehr dicken Binde, womit sie das gebrochene Glied und den Kuhmist einwickeln und so fest als möglich binden. Ist diese Binde zu Ende, so nehmen sie eine zweite, dann nehmen sie Stücke von ziemlich schmalem Bambusrohr, die ungefähr die Länge des gebrochenen Knochens haben, und legen sie auf den ganzen Umfang des Gliedes, mittelst eines wollenen Bindfadens, schließen sie so fest als möglich, indem sie den Bindfaden oberhalb und unterhalb jedes Stückes Bambusrohr hindurchziehen; diese letztern nun drücken auf die darunter befindliche Leinwand und in den aus dem Kuhmist gebildeten weichen Teig hinein. Dieser Apparat erscheint äußerst fest und hat auch eine gewisse Eleganz; sie lassen ihn lange darauf, und untersuchen das Glied nie; sie binden ihn aber viel zu fest, verhindern oder hemmen merklich den Kreislauf des Blutes, daher oft furchtbare Zufälle und selbst der kalte Brand des ganzen Gliedes beobachtet werden kann. Die Geschwülste sind hier

sehr gewöhnlich; selten aber nehmen die Indier europäischer Aerzte Pflege in Anspruch, ehe die Krankheit bereits so vorgerückt, daß es der Chirurgie fast unmöglich wird, etwas zu unternehmen, wo nämlich die krebsartige Kachexie bereits eingetreten ist, und die Krankheit bereits tiefe Wurzeln geschlagen hat. Man würde, wollte man in einem solchen Falle eine Operation versuchen, unfehlbar scheitern, und noch mehr das Vertrauen vermindern, das die Indier ohnehin den Europäern nicht gern schenken.

Nachrichten über die Heilkunst bei den Chinesen.

(Aus dem Englischen des C. Gutzlaff.)

Die Chinesen haben sich ohne den Beistand fremder Entdeckungen selbst ein mediciniſches System gebildet, welches der Tradition nach so alt ist als die Monarchie selbst. Ihr ganzes Wissen stützt sich auf die Erfahrung ihrer Voráltern, und sie schreiben dem Schin-nong (dem göttlichen Landwirthe) die Ehre zu, diese nützliche Kunst gegründet zu haben. Nachdem dieser den Kornbau unter den Chinesen eingeführt hatte, glaubte er, daß der Himmel, welcher Pflanzen zur Ernährung des Körpers gedeihen lasse, auch Kräuter zur Heilung der Krankheiten geschaffen hätte. Er untersuchte daher die Eigenschaften derselben und theilte seine Resultate darüber dem Volke mit. Aus der langen Lebensdauer seiner Zeitgenossen kann man gerechter Weise schließen, daß die von ihm erfundenen Mittel vortrefflich gewesen sein müssen; deswegen wurde auch sein Heilsystem allgemein angenommen. Der chinesische Arzt kennt nun genau die Mittel zur Wiederherstellung eines Patienten, nachdem er sich sorgfältig über dessen Krankheit belehrt hat; stirbt dieser jedoch, so wird es dem Zufall zugeschrieben

und keineswegs der Unwissenheit des Arztes. Folgt aber der Arzt seiner eigenen Methode und der Patient stirbt, so ist er dem Gesetze dafür verantwortlich.

Besonders zeichnen sich die chinesischen Doctoren in der Kenntniß des Pulses aus, durch welchen sie mit bedeutender Genauigkeit den Zustand des Kranken bestimmen; sie sind mit dem Gebrauche der Kräuter ganz wohl vertraut, haben aber keine Kenntniß der Anatomie, sind unbehilfliche Chirurgen, und bei plötzlich eintretender Gefahr fast ganz unbrauchbar. Für jeden Patienten, der durch Zufall unter ihren Händen stirbt, sind sie der Regierung verantwortlich, und können deßhalb bestraft werden. Daher ihre Furchtsamkeit, solche Fälle zu übernehmen, wo Alles von schneller Hülfsleistung abhängt, oder das Leben schon halb erloschen ist.

Die Aerzte bilden in China keine privilegirte Klasse, dürfen sich auch keiner Prüfung unterziehen. Jeder, der eine gewisse Anzahl medicinischer Bücher gelesen hat, kann seine Praxis ausüben, und die Regierung nimmt keine Notiz von ihm, wenn er nicht Leute gegen die hergebrachte Regel umbringt. Daher sind die Doctoren oft herabgekommene literarische Candidaten oder arme Gelehrte, welche etwas unternehmen müssen, um ihr Leben zu fristen; daher findet man eine große Anzahl von ihnen in jeder Stadt, und das geringste Dorf sogar hat seinen Prakticus. Es giebt zwar unter ihnen einige Männer, welche sich durch glückliche Erfolge Ruf, Ehre und Reichthum erwarben; deren sind jedoch im Vergleich mit den vielen Marktschreiern und Quacksalbern nur sehr wenige.

Die Regierung ermuntert das Studium der Medicin in der Hauptstadt, wo ein ärztlicher Verein errichtet ist, welcher über die Gesundheit der regierenden Familie zu wachen hat. In größern Städten findet man auch Dispensarien, wo die Armen auf Kosten der Regierung unentgeltlichen ärztlichen Beistand erhalten.

In vielen veralteten Uebeln verweigern die Aerzte ihren Beistand, weil die Krankheit von den bestehenden Regeln in der Praktik als unheilbar erklärt wird. Kann einmal der Kranke keinen Reis mehr essen, so giebt ihn der Arzt hoffnungslos auf, und die Chinesen haben daher ein Sprichwort, daß die meisten Menschen sterben, weil sie keinen Reis essen wollen; eine Laune, welche ihnen das Leben kostet.

Da die Kräuter entweder in Abkochungen oder in Bissenform (bolus) gegeben werden, so ereignet es sich oft, daß der arme Patient, welcher die Medicin nicht schlucken kann, daran erstickt. Plötzliche Ohnmacht, Blässe, Zittern sucht man schnell dadurch zu erleichtern, daß man dem Leidenden noch warmes Thierblut in die Kehle schüttet, unter welchen Umständen augenblicklicher Tod nichts Seltenes ist. Aber solche Zufälle erregen wenig Sensation, weil diese Todesart dem von den Alten angenommenen Systeme entspricht.

Jedoch haben die Chinesen einen großen Vortheil vor den Europäern, sie können nämlich die widrigsten Arzeneien mit stoischem Gleichmuthe nehmen, und haben im Allgemeinen eine sehr starke Constitution; sie unterlassen die Bewegung bei der schmerzhaftesten Krankheit nicht, und können die marterndsten Schmerzen ertragen. Da sie den Anblick des Blutes verabscheuen, so ist das Aderlassen unter ihnen fast unbekannt, und der ihnen eigenthümliche Schrecken vor Blutungen müßte dieses Mittel noch gefährlicher als die Krankheit selbst machen. Uebrigens könnte ein sorgfältiges Studium ihrer Medicin zu einigen schätzbaren Entdeckungen leiten, wären die über diesen Gegenstand geschriebenen chinesischen Bücher nicht so zahlreich, und der daraus fließende Nutzen nicht so gering, daß sie den fremden Leser entmuthigen.

Wird erhängten Personen schleunige Hülfe geleistet, so ist einige Hoffnung vorhanden, sie wieder zum Leben zu bringen. Man schneidet sie behutsam los und streckt sie auf den Boden aus; hierauf kniet sich ein Mann auf die Arme des Schein-

todten und wickelt dessen Haare um seine Hand, während ein Anderer dessen Brust mit der Hand reibt, und ein Dritter die Hände biegt. Sobald der Patient wieder zum Leben kommt, erhält er ein Decoct aus Zimmet und Reiswasser. Kann er jedoch noch nicht schlucken, so bläst man ihm mit einer Röhre in die Ohren — eines der gebräuchlichsten Mittel, Menschen ins Leben zurückzurufen. Hat sich der Patient erst vor Kurzem erhängt, so ist es hinreichend, ihm blos in den Mund Luft einzublasen; hat er aber schon zu lange gehangen, so giebt man alle Hoffnung auf. Solche, welche erdrückt wurden, sucht man dadurch zu beleben, daß man sie an den Haaren zerrt und ihnen Staub in die Nase bläst. Ertränkte legt man quer über den Rücken einer Kuh oder auf eine Bank, um das Wasser herauszutreiben. Ereignet sich dieser Zufall im Winter, so wird der Kranke sorgfältig bedeckt und mit reizenden Arzeneien gerieben. Solchen, welche unter dem Einflusse von bösen Geistern stehen und von außerordentlichem Schmerze erschöpft sind, wird die Nase verdreht, in das Gesicht gespuckt, in die Füße gebissen, und die Ellbogen gebrannt, um sie aus ihrer Todtenschwäche zu erwecken.

Man rechnet 96 bis 99 Krankheiten, welche aus dem Einflusse böser Geister entstehen. Der Patient wird zurückhaltend, spricht nichts und weiß nicht was ihm fehlt, obwohl der ganze Körper von dem Uebel ergriffen ist. Die Krankheit nimmt zusehends zu und endigt mit Erschöpfung der Kräfte und dem Tode. Hier leisten aromatische Räucherungen gute Dienste. Die Leiden, welche aus dieser Ursache entstehen, gleichen oft der Auszehrung; Fuchsknochen und Otterlebern scheinen hier von einigem Nutzen zu sein, obwohl man das eigentliche Mittel noch nicht entdeckt hat.

In keinem Lande ist das Volk im Besitze so vieler Geheimmittel als in China. Eine große Menge von Aerzten und Apothekern durchreisen das Land mit ihren geheimen Schätzen, stellen sie dem Publikum zur Schau und preisen deren Wir-

kungen in beredten Worten. Manche unter ihnen sind nicht mit einem oder zwei specifischen Mitteln zufrieden, sondern sie unternehmen es, in einer gegebenen Zeit mehre Krankheiten zu heilen, wobei sie gegen jede ein eigenes Gegenmittel verschreiben.

Die Panazee in China ist der Ging-seng (spr. Tschinseng), die Wurzel einer unsern Botanikern wohlbekannten Pflanze, welche auch in Amerika wächst und von da nach Canton gebracht wird. Alle großen Wirkungen, welche wir der Peruvianischen Rinde zuschreiben, stehen weit hinter denen zurück, welche dieses Mittel in allen Krankheiten leistet. Obwohl wir dem ausschweifenden Lobe dieser wunderbaren Wurzel nur wenig Glauben beimessen können, so müssen wir doch zugeben, daß sie einige gute Eigenschaften besitzt, und verdient von unseren Aerzten versucht zu werden.

Vielen Werth setzen die Chinesen auf die Knochen und Hörner gewisser Thiere; sie bewahren die Leber verschiedener vierfüßiger Thiere auf, wenden die Flossen von Fischen an und nehmen sogar die Schlangen in den Arzeneivorrath auf. Die Hörner von Hirschen und vom Rhinozeros, die Knochen von Tigern und Elephanten u. s. w. sind vortreffliche Mittel bei großer Schwäche, sie stärken den Körper und machen ihn fetter, ja eine Dosis von Tigerknochen soll sogar Muth einflößen.

Des Opiums bedient man sich als schmerzstillenden Mittels und in der Ruhr. Seine Einfuhr in das Land, die Ursache von so viel Jammer und Elend, ist das Werk der Aerzte. Nur wenige, die sich desselben im Uebermaße bedienen, entgehen den traurigen Folgen; ihr Körper schrumpft zu einem Gerippe ein, ihr Geist wird abgestumpft und sie haben das elendeste Aussehen, welches ein Mensch haben kann. In den letzten Stadien vermag sie keine Gewalt vor dem Grabe zu retten, gegen welches sie mit Riesenschritten eilen. Ein solches durch den eigenen Willen bestimmtes Schlachtopfer des Lasters hat kaum ein Bewußtsein von seinem erschöpften Zustande, sondern nähert sich unfühlbar einer entsetzlichen Ewigkeit. Obwohl

Beispiele dieser Art sehr häufig sind, so werden die Zuseher dadurch nur wenig gewarnt; andere Unglückliche verschlingen das zerstörende Gift und finden ein frühzeitiges Grab. Die Regierung verbietet zwar die Einfuhr desselben bei strenger Strafe, aber sein Verbrauch bleibt dessen ungeachtet außerordentlich groß, da die Diener des Gesetzes die Einfuhr nicht blos übersehen, sondern oft selbst am Genusse desselben theilnehmen. Ueberdieß haben die strengen Verbote den Wunsch, ein unerlaubtes Vergnügen zu genießen, noch erhöht, welchem Wenige widerstehen können, wenn sie die Mittel besitzen, sich dasselbe zu verschaffen *).

Den Mitteln aus dem Thierreiche schreibt man große Wirkungen zu. Ein zu Pulver gebranntes Elephantenauge mit Menschenmilch vermischt, ist ein Hauptmittel gegen Augenentzündungen; die gepulverten Knochen dieses Thieres mit Liqueur gegeben, befördern die Verdauung und helfen gegen alle Leiden eines verdorbenen Magens; das eben so zubereitete Elfenbein ist ein vortreffliches Mittel gegen die Harnruhr, so wie die Zähne (des Elephanten) gegen die Epilepsie.

---

*) Neueren Berichten nach scheint es, daß die chinesische Regierung daran arbeitet, das wirkungslose Verbot des Opiums aufzuheben, und dafür einen regelmäßigen Zoll auf dessen Einfuhr festzusetzen.

Die Seebäder und künstlichen Mineralwasser in Helsingfors.

Ungern trennt man sich von Reval und seinen alterthümlichen Gebäuden, wo man wie im funfzehnten Jahrhundert lebt und unaufhörlich an die alte Hanse und das Ritterthum gemahnt wird. Immer zu früh ruft die Kanone auf das Dampfschiff, das die Fahrt über den finnischen Meerbusen in der kurzen Zeit von fünf Stunden zurücklegt. Kaum kann man das Mittagsmahl an der allgemeinen Tafel in der schönen und ziemlich geräumigen Cajüte einnehmen, so stellen sich auch schon die finnischen Felsen dar, wie eigensinnige Festons in der gothischen Architektur, und laufen in langer Kette am Horizont hin. Noch eine halbe Stunde, und unser nordisches Gibraltar, das granitne Sweaborg liegt vor den Augen da. Hinter demselben eröffnet sich das reizendste Panorama. Der breite Hafen ist von einer Reihe regelmäßiger, mächtig großer Gebäude eingeschlossen, die im Amphitheater gebaut sind. Hinter denselben auf mächtigen, hohen Granitfelsen, thront das dreithürmige Observatorium, die prächtige Kathedrale und das Universitätsgebäude. Das ganze Gemälde ist von dem Grün der Gärten, wie von einem Rahmen eingeschlossen, und spiegelt sich in den Gewässern. Das Dampfboot wird mit der Regi-

mentsmusik empfangen, und die halbe Stadt strömt den Badegästen entgegen. Das schöne Klima, die angenehme Luft, welche vor der Sonnengluth und den nordischen Stürmen durch die Granitgiganten geschützt ist, die neuen Sitten, die neue Sprache und Gewohnheiten, Alles wirkt wohlthätig auf den Ankömmling.

Das Leben in Helsingfors zeichnet sich durch Einfachheit und Ungezwungenheit in allen Beziehungen aus, und Alles ist unglaublich wohlfeil. Unterhaltung braucht man nicht viel zu suchen, die Einwohner selbst bemühen sich, daß es den Gästen nicht daran mangle. Das kleine Dampfboot Lentaja, oder eine ganze Reihe Phaetons, Stuhlwagen und Cabriolets führen den Fremden in die reizenden Umgebungen. Das Beste von Allem ist die Einrichtung der künstlichen Mineralwasser und Bäder, die erst im vorigen Jahre eröffnet wurden. Am Ufer des Meeres, im Umkreis mächtiger Felsen, ist das Badehaus errichtet. Ordnung und Reinlichkeit sind seine Hauptvorzüge. In langen Corridoren betritt man eine Reihe Badezimmer, die nicht nur mit Bequemlichkeit, sondern auch mit Luxus ausgestattet sind. Der Preis wechselt, von dem luxuriösesten Zimmer mit Marmorwannen an bis zum einfachsten, von 5 Rubel bis auf 75 Kopeken.

Zum Baden im offenen Meere ist eine besondere Anstalt eingerichtet. Sie besteht aus einem schön geschmückten Zimmer, von dem eine Treppe mit Geländer ins Meer hinabführt; die dazu ausgewählte Stelle ist unvergleichlich, denn man kann sie ein ungeheures Granitbasin nennen. Es ist völlig gegen den Wind geschützt, aber der Wellenschlag ist durch das Hinderniß, welches das Meer an den Felsen findet, sehr stark. Der Genuß, den man bei einem solchen Bade fühlt, ist unbeschreiblich. Alle Nerven werden auf eine angenehme Weise erschüttert, die Brust befestigt sich, der Athem wird freier, und der Appetit, den man nachher fühlt, ist vortrefflich. Für ein solches Bad zahlt man

nur 5 Kopeken. Dabei befindet sich noch eine Schwimmanstalt mit einem besondern Lehrer.

Die Anstalt für künstliche Mineralwasser findet sich in einem schönen, von einem Garten umgebenen Gebäude. Ein schöner, geräumiger Saal, in welchem die Fahnen angebracht sind, ertönt oft von dem Klange der Ballmusik und der Concerte. Hier versammeln sich Gesunde und Kranke zum gemeinsamen Mahle. Neben dem Saale finden sich Ankleidezimmer für Damen, Lesezimmer mit Journalen, Billardzimmer und Buffets. Niemand verlangt hier Geld, man ißt, man tanzt, man spielt, man vergnügt sich, schreibt blos seinen Namen und was man verlangt in ein Buch ein, und benimmt sich dann mit dem Buffet; Frühstück mit Liqueur, ein vortreffliches Mittagsmahl mit Kaffee — kosten nur 1 Rubel 20 Kopeken, der Eintritt in den Ball oder das Concert 1 oder 2 Rubel, wobei noch erfrischende Getränke, Früchte und dergleichen mit eingeschlossen sind. Auch die künstlichen Mineralwasser sind sehr wohlfeil: für warme Karlsbader und Emser Wasser zahlt man wöchentlich 11 Rubel, für kalte Marienbader, Kissinger, Pyrmonter u. s. w. 9 Rub.; für schäumende Wasser: Selters, Saidschütz, Narsan u. dgl. nur 7 Rubel. Und dabei giebt man noch zwei bis drei Bälle in der Woche. Man hat in der That alle mögliche Mühe, in einem Sommer anderthalb tausend Rubel auszugeben.

Man gelangt aus der Mitte der Stadt in einer halben Stunde nach den Bädern, und fährt entweder in einem bequemen Stuhlwagen, welche man hier Diligencen nennt, oder auf dem kleinen Dampfboot für 20 Kopeken dahin. Die Verbindung ist den ganzen Tag nie unterbrochen, und man kann deßhalb seine Zeit zum Baden wählen, wie man Lust hat. Das Leben in Helsingfors ist zwar etwas einförmig, aber es ist so originell, so ungezwungen, daß man mit Vergnügen einige Monate daselbst zubringt.

(Von Th. Bulgarin, in der Nordischen Biene vom 27. Mai (8 Juni) mitgetheilt.)

V.

Poesieen.

An die ärztlichen Kunstgenossen.

In constanti labore spes!

Als noch Ein Friedensring die Welt umspannte,
Vermählend Erd und Himmel, Meer und Flur,
Der junge Geist sich selbst noch nicht erkannte,
Frisch wandelnd auf der Sinne heitrer Spur,
Schuldlos in seines Ursprungs Kraft und Reinheit,
Da war die Menschheit Eins mit der Natur,
Und war glückselig in der schönen Einheit.
Die Dichter nennen das die gold'ne Zeit:
Es fühlt, im Bilde froher Allgemeinheit,
Sich das Gemüth vom Zwang des Selbst befreit:

Doch lange darf der holde Traum nicht währen,
Die Gegenwart wird zur Vergangenheit,
Und, wie die Zeiten wechselnd sich erklären,
Entdämmert ihnen des Bewußtsein's Licht,
Das aus dem Wiederschein der reinsten Zähren,
Der Zähren um entfloh'ne Unschuld bricht.
Der Mensch gelangt zur ernsten Selbsterkennung,
Sein Auge sondert, sein Gedanke spricht,
Und giebt dem Abgesonderten Benennung.
Es tritt die Zeit der Willkür in die Welt:
Die Zeit der tiefen ungeheuren Trennung.

Doch, was nun schmerzlich auseinander fällt,
Es will zum Ganzen liebend sich verbinden,
Es sucht den Stab, an den es treu sich hält,
Um das verlor'ne Paradies zu finden.
Das findet sich nicht mehr! doch Geisteskraft
Vermag ein neues Eden sich zu gründen,
Das die Idee, selbst-zeugend, neu erschafft;
Ein zweites gold'nes Alter steigt hernieder,
Entfesselt uns aus des Begriffes Haft,
Und eint die tiefe Wunde heilend wieder.
Es löst sich eitlen Denkens trüber Dunst,
Stoff und Gedanke werden innig Brüder,
Denn es umschlingt sie heil'ger Musen Gunst,
Und läßt die dritte, schönste Zeit entstehen:
Die allaussöhnende, die Zeit der Kunst.

Ein Gleiches ist in unserm Kreis geschehen:
Erst folgte blindem Triebe das Geschlecht,
Genügsam, Pfade der Natur zu gehen.
Noch ahnte nicht der Geist sein ewig Recht:
Das Königreich der Welt sich zu gewinnen;
Sie war die Herrin, und er blieb der Knecht.
Doch schwand es früh, wie Dämmerung, von hinnen,
Das Kindesalter dunkler Empirie;
Das rege Denken wandte sich nach innen,
Es fragte um's Warum und um das Wie, —
Und so entstand die bange Zeit der Spaltung,
Die Zeit der Wissenschaft, der Theorie,
Aus ihr kämpft nun nach höherer Entfaltung
Das neubeseelte Element empor —
Nach Einheit sehnt es sich und nach Gestaltung,
Seit es, zersplittert, fast sich selbst verlor.
Und, ward es nun von der Idee durchdrungen,
Eint Schau'n und Wirken sich im höh'ren Chor:

Dann hat das Wissen sich zur Kunst erschwungen;
Den Kranz, der alten Zeiten vorgeschwebt,
Ihn hat des Geistes Heldenmuth errungen.
So laßt uns denn, von der Idee belebt,
Als Brüder das Palladium bewahren,
Deß Wunderkraft zu Künstlern uns erhebt,
Den Hochgewinn nach Kampf- und Irrhalls-Jahren:
Durch Kunst die Wissenschaft des Heils zu krönen,
Und, treuen Sinn's, das Denken und Erfahren
Durch liebevolles Handeln zu versöhnen!

v. Feuchtersleben.

Aus der Schrift: die Gewißheit der Heilkunde
Wien 1839.

Naturphilosophie.

Heilig ist der Gang der Zeiten,
Sicher der Erfahrung Spur;
Helle, süße Wahrheit quillet
Aus der Urne der Natur.

Mancher sah die Nymphe winken,
Aus dem frischen Quell' zu trinken;
Aber nein, er spottet ihr
Und spricht kühn: ich schöpf' aus mir.

Deine Rede wird zur Thorheit,
O, du undankbarer Gast!
Was hast du in stolzer Fülle,
Das du nicht empfangen hast?

Ihre Bilder, ihre Scenen
Mußten dich an's Sein gewöhnen.
Deine Weisheit floß aus ihr,
Nur der Dünkel kommt von dir.

Brüder laßt euch nicht bethören,
Unsre Mutter heißt Natur.
Ihr Gesetz muß wiederkehren,
Sie bewegt die Weltenuhr.

Ihre Macht läßt sich nicht zwingen,
Ewig wird sie uns umschlingen,
Ewig waltet ihr Panier,
Stolzer Geist, gehorche ihr!

Das letzte Wie in der Metaphysik.

O löst mir das Räthsel des Lebens,
Das qualvoll uralte Räthsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter im Turban und schwarzen Barett,
Perückenhäupter und tausend andre
Arme schwitzende Menschenhäupter. —

Sagt mir, was ist der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?

Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es fliehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

Kunst geht nach Brod.

Kunst geht nach Brod! — Wie soll ich dieß verstehn? —
Kann denn der Künstler von der Luft nur leben? —
Mag man ihm noch so vielen Beifall geben,
Gesättigt wird er sich dadurch nicht seh'n. —
Kunst geht nach Brod! — Nun ja, das soll sie eben!
Kann denn der Künstler von der Luft nur leben? —

Kunst geht nach Brod! — Jemehr sie das erwirbt,
Wird auch die Kraft des Künstler's stets gewinnen; —
Matt siehst durch dürre Haid' den Quell' du rinnen,
Der selten nicht im heißen Sande stirbt. —
Kunst geht nach Brod! — Nun ja, das soll sie eben!
Kann denn der Künstler von der Luft nur leben?

Kunst geht nach Brod! — Wer Millionen hat,
Der wird wohl selten sich der Kunst ergeben.
Er hat schon Brod, braucht's nicht mehr zu erstreben,
Er spricht: „Mich machen die Intressen satt.
Kunst geht nach Brod! — Nun ja, das soll sie eben,
Weil Millionäre von der Kunst nicht leben.

Kunst geht nach Brod! — Darbt mancher Künstler nicht
In erster Zeit, bis er sich Ruf erworben? —

Und trotz dem Ruf sind Viele doch gestorben
Am Hungertuch — gleich einem Bettlerlicht. —
Kunst geht nach Brod! — Nun ja, so heißt es eben;
Gebt Kunst nur Brod, so wird die Kunst auch leben. —

Kunst geht nach Brod! — Soll Spott sein dieses Wort,
Dann, arme Spötter seid ihr zu beklagen;
Wie manchen Künstlers, knurrt wohl euer Magen,
Und so was quält!! — D'rum ruft nur spottend fort!
„Kunst geht nach Brod!!" — Ist's doch das Ziel nun eben
Vernünft'ger Leute überhaupt im Leben.

(Von einem Ungenannten. Aus Saphir's Humoristen 1840.)

VI.

Miscellen.

Vortrag in der ersten General-Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Pyrmont im September 1839.

Von

Dr. J. H. Schmidt aus **Paderborn.**

Meine Damen und Herren!

Unser Naturforschen hat zwei Seiten, eine theoretische und eine praktische. Erlauben Sie mir, daß ich zur nähern Verbindung beider einige Worte rede, indem ich an das bekannte Kriterium unseres ehrwürdigen Nestors, des unsterblichen Blumenbach, erinnere:

„Ein Naturforscher unterscheidet sich von einem gewöhnlichen Menschen dadurch, daß letzterer auf gewöhnliche, ersterer „auf naturhistorische Weise zu Tische sitzt."

Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen. In dieser ältesten aller binären Verbindungen, wird das Essen auf den Leib, das Trinken auf die Seele bezogen. Dies ist die physiologische Beziehung der flüssigen Nahrungsmittel. — Essen und Trinken hält unsere einzelnen Sectionen zusammen. Dies

ist für die kurze Zeit unseres Beisammenseins die ächt praktische Bedeutung beider.

Die bunte Mannichfaltigkeit des großen naturhistorischen Gebietes hat die Sectionen als nothwendig hervorgerufen. Gut ist es das Mannichfaltige zu sehen, aber höher steht die Erkenntniß der Einheit im anscheinend Mannichfaltigen. Daher mußte die analytische Richtung der Sectionen durch ein synthetisches Etwas ausgeglichen werden. So entstanden 1) die Generalversammlungen und 2) die Mittagstafeln. Und so sah man manches Mitglied, welches bei ersteren verloren ging, doch wenigstens bei letzteren wieder auftauchen.

Wie jede der verschiedenen Organisationen aus der äußern ernährenden Welt sich gerade Dasjenige aneignet, was ihrer Art zu leben am meisten zusagt; gerade so findet jeder der verschiednen Naturforscher über Tisch leicht etwas, was seiner Art zu denken zusagt.

Die Section der „Mineralogen und Geognosten", mit ihren beiden e diametro entgegengesetzten Unterabtheilungen, den Vulkanisten und Neptunisten, erkennt im Feuer und Wasser die beiden ursachlichen Elemente der Kochkunst und in den einzelnen Gerichten die friedlichsten Ausgleichungen ihrer großen Streitfrage. Zwar entdeckt sie an der äußersten neptunischen Seite die Suppen und am äußersten vulkanischen Ende den Braten; aber die sich zwischen beiden Polen bewegenden Mittelstufen, namentlich die Ragouts und Pasteten sprechen ganz für eine versöhnende Ansicht, welche denn auch am vollkommensten durch die uralte Sitte aller civilisirten Nationen, gerade vor dem (höchst vulkanischen) Braten die Gesundheit geliebter Menschen im (höchst neptunischen) Weine zu trinken, zu Stande kommt; wobei freilich nicht zu verantworten ist, daß unsere schönen Tischnachbarinnen von gestern den Neptunismus so weit treiben, daß sie den edlen Rebensaft mit Wasser verdünnen.

Die Section der „Technologen" wird nicht verantworten können, daß wir in Deutschland chronologisch verkehrt zu Tische sitzen. Die Erfindung des Bratspießes gehört der zartesten Kindheit der Nationen an. Die Erfindung des Kochtopfes ihrer ferneren Entwickelungsstufe. In der Suppe aber entwickelt sich sogar eine hohe moralische Beziehung. Denn „fromme Kinder essen gerne Suppe." Wollen wir in unserm Essen und Trinken dem Entwickelungsgange des Menschengeschlechts folgen, so müßten wir zuerst Braten und zuletzt Suppe essen. Doch ich habe die Ehre zu Naturforschern und nicht zu Geschichtsforschern zu reden, und so lasse ich diese chronologische Verkehrtheit gerne auf sich beruhen.

Die Section der „Physiker und Astronomen" findet in der Einrenkung des Unterkiefers in den Oberkiefer einen Hebel der dritten Ordnung, aber gerade in dieser höchst ungünstigen Lagerung des Hypomochlions den Grund, warum die Mastication für sich nicht allein ausreicht, sondern entweder nachträgliche oder anticipirende Supplemente verlangt. Ein solches nachträgliches Supplement ist das Steinchenfressen der dummen Vögel; ein solches anticipirendes die Kochkunst der vernünftigen Menschen. Die Vögel fressen Steine (sie zermalmen mittelst derselben die Körner) weil sie nicht kochen können, und wir Menschen sind so vernünftig zu kochen, weil wir keine Lithophagen sein wollen.

Verzeihen sie es, meine höchstverehrten Damen! den frommen Manen des großen Linné, wenn die Section der Zoologen, Anatomen und Physiologen den Menschen inclusive seiner schönen Gehülfin zu den „allesfreßenden" Thieren zählt. Dieser scheinbar ungalante Ausdruck wird durch den Typus seines Gebisses motivirt und durch die Länge seines Nahrungsschlauches. Beide halten das Juste milieu zwischen dem Typus der Fleischfresser und dem Typus der Thiere, deren das 10. Gebot gedenkt. Dieserhalb ist der Mensch ganz unzurechnungsfähig, wenn er Alles aufißt, was ihm vorgesetzt wird.

In der „botanischen" Section des Tisches finden wir die vernünftigste Chronologie. Die 3 Entwickelungsstufen der Pflanze, die Wurzel, das Blatt und die Frucht, finden wir in richtiger, zeitlicher Aufeinanderfolge in unserm Alltagsleben, die Wurzel als Kartoffel, das Blatt als Salat, die Frucht als Desert. Da wir aber durch Göthe's Morphologie wissen, daß die ganze Pflanze nichts anderes, als ein abwechselnd expandirtes und abwechselnd contrahirtes Blatt ist, so kann auch von einer eigentlichen Classification der vegetabilischen Leckerbissen gar keine Rede sein. Nicht so mit den animalischen Leckerbissen.

Sie zerfallen am besten in die historischen und geographischen. Erstere beginnen bei einbrechender Frühlingssonne mit den Ostereiern und schließen im späten Herbste mit den Martinsgänsen. Wer wird nicht bei jenen an das uralte „Omne vivum ex ovo" erinnert und an die Wiedergeburt desselben durch Ehrenbergs unvergleichliche Untersuchungen; und wer denkt nicht bei diesen an den großen Occipital-Winkel des Gänseschädels und an die mathematische Messung des Verstandes durch den zwar todten, aber nie sterbenden Daubenton.

Die geographischen Leckerbissen enthalten die wichtigsten Alcaloide der organischen Natur in der individualisirtesten Feinheit und in dieser Eigenschaft sind sie vorzugsweise das Eigenthum der chemischen Sectionen, welche in der „Pharmazie" und den Confecten ihren praktischen Culminationspunkt erreicht. Gleichwohl sind sie auch für uns Uebrige wichtig wegen verschiedener Ideen-Associationen. Bei den Leipziger Lerchen denken wir an das reinste Osmazom und bei den Vogelnestern Indiens an den reinsten Kleber, bei den Kinheimer Käsen und den Göttinger Würsten an das Fettgift und die Seherin von Prevorst, an den großen Lichtenberg und die berühmte Universität; bei dem Westphälischen Schinken an Salpeter und die Erfindung des Schießpulvers durch Berthold Schwarz, bei den pommerschen Gänsebrüsten an die Kreidefelsen Rügens und den

präadamitischen Bernstein und an die durch einen längst verstorbenen Theologen wohlbegründeten Ansprüche Preußens das Paradies der Urwelt und die Wiege des Menschengeschlechts gewesen zu sein.

Es ist noch übrig, der Section der „Aerzte" zu gedenken. Aber mein reizendes Tisch-Vis a vis von vorgestern protestirt gegen alle chirurgischen Operationen, selbst bei der Application der Ohrringe; ich habe noch nie einer schönen Naturforscherin widersprochen und thue es auch heute nicht. Auch kann ich mich nicht entschließen kurz vor dem Essen die ohnehin schon von mir übermäßig mißbrauchte Geduld der verehrten Anwesenden mit menschlichen Gebrechen und kosmischen Schädlichkeiten noch lange in Anspruch zu nehmen. Niemand denke daher beim „Vielliebchen" in der Knackmandel an die Duplicitas monstrosa, Niemand bei der Straßburger Gänse-Leber-Pastete an das Distoma hepaticum und Rudolphi's Synopsis, Niemand beim Weine an Hahnemann und dessen Bleiprobe, an Homöopathie und Schwefelwasserstoffgas, an die mögliche Vertilgung der Ratten durch letzteres und an den unwahrscheinlichen Sturz der medicinischen und pharmazeutischen Section durch erstere. Jeder trinke auf gutes Glück den Mäßigkeits-Vereinen zum Trotz aus vollen Bechern bis zur großen Retirade, wo Alles in dezillionsten Tropfen weichen muß.

Zwei Dinge garantiren unserer Gesellschaft die Ewigkeit: 1) die wissenschaftliche Emancipation der Damen und 2) das vertraulich gemeinschaftliche Essen und Trinken. War es mir in einer der früheren Versammlungen vergönnt, der ersten Bedingung das Wort zu reden, so entschuldigen Sie heute, meine höchstverehrten Damen und hochverehrten Herren, daß ich der letzteren gedacht habe, und zwar nach der Warnung unseres würdigen Göttinger Lehrers gedacht habe:

Kinder! wollt ihr eine Dissertation schreiben, so schreibt nicht de febribus in genere, sondern, wie mein guter lieber Menke, de leguminibus veterum.

Denke ich aber an die legumina veterum, so denke ich nicht allein bloß an unsern freundlichen Präsidenten, sondern auch an den, der das erste legumen gegessen und in letzterer Beziehung verzeihen Sie mir, daß ich es eben so undankbar als unbegreiflich finde, daß denn in der großen weiten Welt auch kein einziger Mensch ernstlich auf den Gedanken kommt, dem großen Erfinder der zwar gleich bei der Erfindung einmal mißbrauchten — übrigens aber doch sehr nützlichen Kunst, dem Großvater Adam — — — ein Denkmal zu setzen.

Paracelsus Testament.*)

In Gottes Namen. Amen. Kundt, wissen vnnd offenbar sei allen und jeden, die dis gegenbürtig offen Instrument ansehen, lesen oder hören verlesen, das nach Christi unsers Lieben Herrn Geburdt, Tausendt, Fünfhundert im Ain vnd viertzigesten Jar, der vierzehnden Indiction, an sanct Mattheustag, des heiligen zwölfpotens, den Ain vnd zwantzigsten des Monats Septembris, Mittagszeit, Als regieret der aller Heiligst in Gott vatter vnd Herr, Herr Paulus auß Göttlicher Fursehung der dritt Bapst, des Namens, im siebenden iar, in mein offen Notary, vnd hernach benenten Zeugen, darzu sonderlich erfordert vnd erpetten, gegenburt ist persönlich erschienen der Würdig Hochgelehrt Herr Theophrastus von Hochenheim, der freien Künst vnd Artzney Doctor, wie wol schwachs leibs, an einem Raißpetl sitzendt, aber der vernunft, Sinnen, vnd Gemüths gantz auffrichtig, Damit er dann ohn Testament vnd Ordnung seiner zeitlichen Güter von dieser Welt nicht abschiede, so hat derselb Doctor Theophrastus mit vernemblichen worten gantz freimütig, vnd auf rechtem wissen, von niemands dahin bedrangt sein benennig wesentlich geschefft vnd letzten willen dazumahl be-

*) Bei der Abwesenheit des Hrn. Herausgebers vom Druckorte wollen die resp. Leser die hier vielleicht vorkommenden orthogr. Fehler gütigst entschuldigen.

kendt, gethan vnd aufgericht, aller maß vnd form, wie hernach begriffen. Von Erst beulicht er sein Leben, Sterben vnd arme Seel, in schutz vnd schirm Gottes Allmechtigen, verzweifflicher Hoffnung dem Ewig Barmherzig Gott, werde das bitter Leiden, Marter vnd Sterben seines Aingebornen Sohns unsers Heiligmachers Jesu Christi, an jene armseligen Menschen nicht laßen unfruchtbar noch verloren sein, dann sein Begrebniß hat ihme gedachter Doctor allhie zu sankt Sebastian enthalb der Prücken außerweldt, Man soll jhne auch in der Pfarrkirchen, wie alt breuchig mit Ersten Sibent, vnd Dreißigsten beijngen, vnd zu allen Dreyen Besingnussen, ainem jeden armen Menschen vor der Kirchen, auff die Hand einen Pfennig geben, und vertheilen lassen. Zum andern, Maister Hansen Rappelbader Allhie hat er Sechs Gulden verordnet.

Zum dritten, maister Andreen Wendl auch Burger und Balbierer zu Salzburg, hat Er durchaus alle seine Ertznei vnd Kunstbücher, deßleichen die Stichpflaster vnnd anders was dann die Ertznei vngeferlich gebühret, vnnd zu Zeit seines absterbens in seiner gewaltsam gefunden vnd vorhanden sein wirdet, geornet vnnd verschafft, damit zehandeln, zethun vnnd zelassen, als mit seinem freiledigen Gut.

Zum vierdten, Seinen nächstgesizten Freunden, so zu den Ainsiedle in Schweitz wohnhaft sein sollen, Legiert und verordnet Zehen Gulden in Münz, doch wo es in Jarsfrist nach verkündigung seines absterbens vnnd solches Legats, dasselbig nit ersuchen wurden, so ist sein Testamentmachers befolg vnnd mainung, daß es nachfolgendt vnter arme Leuj ausgetheilt werde.

Zum fünfften, Sonst zu vnd in allen andern sein nachgelassen haab ond Gütern Instituirt, setzt vnnd benennt Er in gemein zu seinen Erben, Arm, Elend, dürftig Leut, die dann kain Pfründt noch andere Fürsehung haben, denen vnnd vnter dieselben sollen nachbenannt seine Tastimentary solch oberbleibendes haab vnnd gut, ihrer gewissen vnnd gutbedanken nach treulichen verspenden vnnd austheilen, Auch darinnen weder gonzt

oder vngonzt, Sonder allein die notturft vnd gebrechen derselbigen Armen Perschonen ansehen, Man soll auch von solchen Güttern die Schulden, wo er ainiche verlassen wurden, bezalen ond abrichten. Damit denn gegenbürtig sein Testament, wenn vergemelter Testirer, nach Willen Gottes Allmechtigen seinen beschlossen, zu entlicher vollziehung gebracht, verricht vnnd würklichen Exequirt, So hat er dazumal zu seinen Testamentarien vnnd geschafftherrn erbetten, gesetzt uud fürgenommen den Wohlgelehrten, Achtbaren vnnd fürnemmen maister George Teyssenberger geschworner Hofprocuratoren, vnnd Michaeln Setznagl Burger zu Salzburg, welche den haid zugegen gewesen, auff anzogens des Testirers bettlich anlangen, solche bürde vnnd testamentliche Execution, willig an vnnd auff sich genommen haben, Denselben Testamentarien sament vnnd besonder, hat mehr genannter Testirer vollmechtigen gewalt vnd macht geben, thut das auch sie mit wissentlich in Krafft dieß offnen Instruments, sich nach seinem todt aller seiner verlaßner Güter, aigen gewalts zu vnterfachen, in verwahrnuß zu bringen, auch alles vnd jedes nach vermög dieß gegenbürtigen testaments, davon zevolziehen, daneben anders zehandeln, zethun and zelassen, was den Testamentarien, von rechtswegen oder guten Gebrauch nach in solchen Fall zu verrichten zusteht vnnd geburt, wie dann sein hochvertraun zu ihn stet. Sie wissen und werden darinnen das best bedenken, handeln und fürnemen, Ordnet vnd schafft darauf ainem jeden derselben seiner Testamentary, für sein mühe, fleiß vnnd arbeit Zwelff gulden in Münz, das alles und jedes uf mehrgedachten Theophrastus Testament vnnd gescheftsordnung gewesen, auch willen, daß es dermaßen, oder doch wie ein Cocidill, glaubsbevelch, oder aber legatum ad pias causas soll bestand vnnd fürgang haben, auff weg vnd formats wären all nottürfftig Punkt vnd Clausulen zu diesam vielleicht von recht not und dienstlich hirinnen lauter ausgedruckt vnnd ermeldet, Bathe darauf mit aignem Mund nachbenennt Leuth vorbegriffner aller vnnd jeden eingedenk vnd zeugen zesein, da-

neben mich offnen Notarj mit ersuchung meines ampts angelangt, ihne seine Testamentarien vnd andern wen dies betrifft, aber vorbeschriebene ains oder mer offen Instrument zemachen zegeben. Beschehen zu Salzburg in der Behausung und Wirtshaus zum weißen Roß genannt, im Chai gelegen, vnd im klainen Stübel daselbst, darin dieser Zeit die benannter Testamentmacher beherbergt gewesen. An Jar, Indiction, Tag, Stund, Monat, vnnd Babstum, wie oben begriffen.

Vnnd sindt dabei gewesen, der Edel vest Melchior Spach Stattrikter zum Hallein, auch die Erbern beschaiden Andree Setznagl, Hans Mülberger, Ruprecht Strobl, Sebastian Groß, zu oft bemelten Salzburg vnd Steffan Wagniger zu Reichenhal Burgern, vnd Claus Frachmair, dieser Zeit des Testierers Diener, Zeugen zuvor bemelten sachen sonderlich erfordert vnd erbetten.

Vnnd vann ich Hans Kalbsor ain beheyrather Clerik Salzburger Bistumbs, aus Kyserlichem Gewalt offner Notarj, bey verbemelts Testaments vnd lezten willensordnung, auch allem vnnd jedem anderm, wie hier eben verschrieben, sampt vorbenennten Zeugen Persehnlich zugegen gewesen bin, solchs gesehn vnd gehört, hab darumben diß offen Instrument, durch einen andern trewlichen geschrieben, darüber gemacht, vnterschrieben, vnd in dieser Form bracht, auch mit meinem gewonlichen Namen vnd Zaichen bezaichen, zu verkund vnd glauben alen vorbegriffner, darüber ersucht vnd sonderlich erbetten.

Eine neue Urheilanstalt.

Von

einem Ungenannten. *)

Die Zeit naht, wo die Brunnen und Badeanstalten sich ankündigen und empfehlen; neue Stimmen erheben sich in hundert Blättern für homöopathische Anstalten und Wasserheilanstalten; die meiste Empfehlung soll gelten der jüngsten Anstalt: einer Schlaf- und Urheilanstalt. Die Brunnen- und Wasserärzte haben das Princip: je mehr, desto besser, die Homöopathen bekennen sich zu dem Princip: je weniger Arznei desto besser. Die neueste Heilanstalt, die Schlafheilanstalt, ist Rückkehr zur Natur, nennt sich daher auch Urheilanstalt und bekennt sich zu dem Princip: gar keine Arznei. Fielding sagte in einer Dedication: in unserer Straße gilt der für den reichsten und ersten, der am spätesten zu Mittag ißt, aber ohne Zweifel ist derjenige noch vornehmer, welcher sich gar nicht herabläßt zum Mittagessen. Und so übertrifft die Urheilanstalt zuverlässig alle andern Heilanstalten schon nach ihrem Princip. Ein Arzt hat den Schlaf als Weg und Mittel der Natur zur Heilung der Krank-

*) In Caspers Wochenschrift 39.

heiten zum Hauptgegenstand seines Studiums gemacht, wozu er die beste Gelegenheit hatte, weil er in einem Lande lebt, wo die Maxime herrscht: schlafen und schlafen lassen. Ueberzeugt, daß der Schlaf als Beförderer des stillen Naturhaushaltes und Gegner aller revolutionären Krankheitsbewegungen in und außer dem menschlichen Körper — das wahrste Heilmittel ist, hat er sich entschloßen, eine Schlaf- oder Urheilanstalt zu errichten. Bonaparte schlief bekanntlich äußerst wenig, Brutus, nach Plutarchs Erzählung, gar nicht. Der gefangene Perseus in Rom, der Dauphin im Gefängniß in Paris wurden getödtet durch unaufhörliche Störungen des Schlafs.

Für verschiedenartige Schlafapparate, Wolle, Baumwolle, Krollhaar und Tang, Wiegen und Hängematten, für Stille und Ruhe, egale Temperatur, besänftigende Musik, schläfernde Düfte, rieselndes Wasser, wird alle Sorgfalt getragen werden. Für die Zeit des Erwachens wird Milch die Hauptnahrung sein. Anfangs war die Absicht, zur Bedingung zu machen, daß ein reines Gewissen mitgebracht werde, da aber die Absicht ist, die Anstalt gleich auf großen Fuß zu setzen, so wird es genug sein reine Wäsche mitzubringen und reines Gold. Keine Zeitung darf in die Anstalt dringen.

Von den größern Aerzten ist die Heilkraft des Schlafes anerkannt worden. Concoctiones efficacius fiunt in dormientibus quam in vigilantibus. Hipp. Derselbe bemerkt von manchen andern Krankheitsformen: si vero somnus juvet non lethalis. Vbi somnus delirium sedat, bonum ꝛc. Motus arteriarum venarumque et cordis in somno fit fortior, aequabilior, plenior. Boerhave. Somnus omnino nil aliud est quam receptio spiritus vivi in se. Bacon. Somnus visceribus labor. Hipp. Im Schlaf geschieht die Krisis, im Schlaf bereitet sich die Lysis. Kein aufmerksamer Arzt findet jemals den Kranken am Morgen gerade so, wie er ihn am Abend verlassen hatte. — Wer an den Schlaf glaubt, den curarum domitor, perfugium laborum et sollicitudinum, wer den Schlaf verehrt,

der mit Recht placidissimus deorum genannt wird, wer schon an sich erfahren hat, daß der Schlaf pars humanae melior vitae ist, der wird sich interessiren für die neue Heilanstalt, deren Programm nächstens erscheinen wird. Der Aufenthalt in der Anstalt wird auf vierzehn Tage gesetzt. Aber der Schlaf wird nicht so einförmig sein wie in den vierzig Wochen, denen der Mensch seine erste Bildung verdankt, denn der Arzt hat zum hauptsächlichsten Augenmerk genommen die vielen Bedingungen, welche einwirken können auf die Art und Weise der Träume. Durch Dirigirung der Träume eröffnet sich hier ein ganz neues Feld für die Therapie und die glänzendste Aussicht, der leidenden Menschheit auf eine ganz neue Weise zu Hülfe zu kommen.

Ueber die Todesart einiger weltgeschichtlicher Männer und Frauen der neueren Zeit.

Von

Halford.

(Aus dem Englischen.)

„Wie mancher gute und schlechte Entschluß, wie manche schöne und böse That, wie manche männliche Kühnheit und sklavische Feigheit, wie manche Grille und manche lautere Ansicht entspringt und modificirt sich nicht, je nachdem der Darmkanal wirkt?" — So sagte schon Voltaire, und Voltaire war auch der Meinung, ein wirkendes Moment werde in der Darstellung der Weltgeschichte so gut wie gar nicht betrachtet, nämlich der Zustand des Unterleibs der an der Spitze stehenden Personen, „es sei dieses wahrlich ein so äußerst wichtiges Moment, daß von mancher Kette wichtiger Begebenheiten das erste Glied in der Hartleibigkeit oder den Vapeurs des ersten Ministers oder ersten königlichen Beichtvaters, oder den hysterischen Zufällen der königlichen Konkubine zu suchen sein möge." Hat der Charakter der handelnden oder leitenden Personen der Welt-

geschichte einen mächtigen Einfluß auf die historischen Ereignisse und Begebenheiten, die das Geschick der Völker bestimmen, und ist dieses ein Moment, das der Historiker nie aus den Augen verliert, und behaupten die Aerzte stets, daß der Charakter, die Gemüthsart, die Entschlüsse, selbst die Art der Ideenverbindung des Menschen nach seinem Gesundheitszustande und überhaupt nach der jedesmaligen Beschaffenheit seines Körpers und der Art, wie seine thierischen Funktionen von Statten gehen, sich bestimmen, so sollte auch dem Historiker die Gesundheit und die Art der Krankheiten und des Todes der weltgeschichtlichen Personen ein eben so großes Interesse darbieten. Von einem General, der auf dumme Weise eine Schlacht verlor, sagte einmal Pope: „vielleicht war krank der Mann, oder hatte zu Mittag noch nicht gegessen." — Sir Halford beginnt in seinem hierher gehörigen Vortrag, mit welchem er als Präsident des College of Physicians eine jährliche allgemeine Sitzung in Gegenwart der angesehensten Männer Londons eröffnete (vergl. Behrends Repertorium 1835. Nr. 7.), seinen Katalog mit Heinrich VIII. von England und Cardinal Wolsey. Heinrich VIII., bei seiner Thronbesteigung im zwanzigsten Jahre einer der schönsten Männer seiner Zeit, wurde späterhin korpulent, unbehülflich, ungeschlacht in seinen Manieren, bekam Geschwüre über den ganzen Körper und starb an Wassersucht im sechs und funfzigsten Jahre. Er war zuletzt selber ein sehr großer Pfuscher in der Heilkunst; im britischen Museum findet sich ein dicker Band voller Recepte zu Pflastern, Sparadraps, Salben, Wässern, Mixturen und Abkochungen, alle von des Königs eigner Hand mit gehöriger Gebrauchsanweisung, von denen viele gegen die neue, fünf und zwanzig Jahre zuvor von Neapel eingeschleppte Krankheit und auch mehrere gegen die Schweißkrankheit gerichtet waren. — Kardinal Wolsey starb an einem Gemüthsleiden, an tiefem nagenden Kummer, obgleich die Symptome der letzten Tage die einer Dysenterie waren. Nachdem er heftig verläumdet seines

Königs Gunst verlohren hatte und alles seines Guts beraubt war, begann seine Krankheit in Leicester, auf dem Wege nach London, wohin er eilte, um sich zu vertheidigen und zu rechtfertigen; er starb an dem Tage und in der Stunde, wie er vorausgesagt hatte. — Eduard IV. starb an Pneumonie nach Masern. Marie, die älteste Tochter Heinrichs VIII., erbte von ihrer Mutter, der Königin Katharina, eine schwache Konstitution, und war immer schwächlich und kränklich; ihre Menstruation war sehr unregelmäßig und blieb endlich ganz aus; sie mußte sehr oft Blut lassen und viel reiten; nach ihrer Verheirathung mit Philipp von Spanien schrieb sie ihr Kranksein der Schwangerschaft zu, starb aber zuletzt an Wassersucht. — Ueber die letzte Krankheit Oliver Cromwell's, giebt Bates einen genauen Bericht; in der Leiche fand man den Sitz der Krankheit besonders in der Milz, die mit hefenähnlicher, öliger Flüssigkeit angefüllt war. — Karl II. starb an Schlagfluß; er war des Morgens um 8 Uhr aufgestanden, fühlte etwas Ungewöhnliches im Kopfe und fiel dann sinn- und bewegungslos hin; ein Officier ließ ihm aus eigenem Antriebe 16 Unzen Blut ab, gab Brech- und Abführmittel, die aber nicht herunter gebracht wurden, und Klystiere. Alle Mittel, auch ein Blasenpflaster auf den Kopf, halfen nichts; der König lag vier Tage im Sopor und starb dann, 54 Jahr alt. Die Recepte, welche von nicht weniger als vierzehn Aerzten unterzeichnet sind, bezeugen, daß die damaligen ärztlichen Hilfsmittel sich nicht sehr von den unsrigen unterschieden. Man fand Lymphergu ß in den Hirnhöhlen und in der Gehirnbasis und eine alte Anwachsung der Lungen. — Wilhelm III., der stets kurzathmig und schwächlich war und immer hustete, starb an den Folgen eines Sturzes vom Pferde, wodurch eine alte Brustfellanwachsung durchriß, und Entzündung der Lungen, Eiterung und Tod entstand. Seine Gemahlin Marie starb an den Pocken. — Dryden endigte am Absterben des Fußes, das wahrscheinlich von einer Verknöcherung der Arterien abhing. — Swift starb an einer

lähmungsartigen Krankheit, nachdem er während seines Lebens eine ungemeine Reizbarkeit gezeigt und öfters an Kopfschmerz, Schwindel und zuweiliger Schwerhörigkeit gelitten hatte, man fand Wasser in den Hirnhöhlen. — Georg I. starb an Apoplexie; Georg II. an Ruptur der rechten Herzkammer. — Ueber die letzte Krankheit Georg's III. ließ sich Halford nicht aus; er starb bekanntlich im Wahnsinn. In einer der letzten seiner lichten Stunden schrieb er an seine Tochter, die Prinzessin Amalia, daß sie ja nicht die heiligen Sakramente versäumen möchte; die Prinzessin starb 2 Tage darauf, und der König verlor auf immer seinen Verstand. — Der letzte Herzog von Gloucester starb an einem Leberleiden und an solcher Reizbarkeit des Magens, daß er nicht die geringste Nahrung vertragen konnte.

Schiller als Arzt.

Schiller, dessen Vater Wundarzt war, widmete sich bekanntlich im sechzehnten Jahre dem Studium der Arzneikunde. Seine erste in lateinischer Sprache abgefaßte Schrift: „Philosophie der Physiologie," ist nicht im Druck erschienen. Im Jahre 1780 vertheidigte er öffentlich eine akademische Streitschrift: „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen," erhielt bald darauf den Doctorgrad, wurde als Arzt bei einem würtembergischen Regimente angestellt, wo er sich, wie Staatsrath Körner, sein Freund, sagte, durch Geist und Kühnheit, aber nicht im gleichen Grade durch Glück ausgezeichnet hat. Nicht aus Neigung, sondern in Hoffnung eines künftigen sichern Erwerbes trieb Schiller die ärztliche Praxis; Liebe zur Medicin fehlte dem mit Dichtergeist so reichlich ausgestatteten Jüngling. In einem Briefe an Dalberg schrieb er selbst: „Ich würde die Unwahrheit reden, wenn ich meine immer wachsende Neigung zum Drama verläugnete, die einen großen Theil meiner Glückseligkeit auf dieser Welt ausmachen soll: und doch habe ich vor Verfluß eines halben Jahres keine Hoffnung, sie befriedigen zu können. Meine jetzige Lage nöthigt mich, den Gradum eines Doctors der Medicin anzunehmen, und zu diesem Ende muß ich eine medicinische Dissertation schreiben und in das

Gebiet meiner Handwerkswissenschaft (!) noch einmal zurückstreifen. Freilich werde ich von dem milden Himmelsstrich des Pindus einen verdrießlichen Sprung in den Norden einer trockenen terminologischen Kunst machen müssen; allein, was seyn muß, zieht nicht erst die Laune und die Lieblingsneigung zu Rath."

Psychologische Räthsel.

I.

Sterbende bestimmen oft mit Genauigkeit die Stunde, ja selbst die Minute ihres Todes. Hohnbaum kannte einen geschickten Arzt, der, nachdem er alle Vorbereitungen zu seinem Tode getroffen, den Sarg bestellt, das Geld für die Leichenanstalten vertheilt hatte, sich die Uhr vor sein Bett bringen ließ und die ihm noch übrige kurze Lebenszeit genau auf sechs Minuten bestimmte, was pünktlich eintraf. Zugleich verbat er sich, ihm nach dem Tode die Augen zuzudrücken, weil er das selbst thun wollte, und wirklich schloß er sie wenige Minuten vor seinem Tode.

II.

Eine Mutter von mehreren Kindern träumte, daß sie an einem Tische mit ihren Kindern sitze, und diese durch einen Schlaftrunk vergiften wolle. Sie fragt nach der Reihe die Kinder, wer den Schlaftrunk oder den Giftbecher nehmen wolle. Einige sind willfährig und bereitwillig; andere wünschen noch zu leben. Von diesem schrecklichen Traume erwacht die geängstete Mutter; aber in eben diesem Augenblicke hört sie auch ihren zwölfjährigen Sohn, der mit ihr in derselben Stube schläft, sich unruhig bewegen und stöhnen. Die Mutter fragt den Sohn, was ihm fehle, und so erzählt dieser ihr denselben Traum, die Mutter habe ihn und seine Geschwister vergiften wollen. (Grohmann in Nasse's Zeitschrift für psych. Aerzte Jahrgang 3.)

III.

Dr. Wesermann erzählt in einem Briefe an Nasse, daß sein Freund, der Prediger B... zu L..., bei seiner Abreise nach einer benachbarten Stadt des Morgens sehr früh ein Haus in seiner Gemeinde im Feuer aufgehen sah, und als er des Abends spät zu seiner Frau zurückkam und über das Schicksal der armen Abgebrannten sein Bedauern äußerte, sagt ihm diese, daß das Haus nicht am Morgen, sondern erst spät am Abend abgebrannt sei.

IV.

Ein gewisser Schönemann, der eine Zeitlang in und bei Berlin als Prediger lebte, hatte weder in seinen Knabenjahren, noch in seinem ersten Jünglingsalter ein besonderes Talent zum Dichten gezeigt. Indeß, als er 20 Jahre alt war, entwickelte sich bei ihm jenes Talent in einer Gemüthskrankheit, die ihn so sehr angriff, daß er oft in einen, der Ohnmacht ähnlichen Schlaf verfiel. In jedem dieser Anfälle redete er oft stundenlang in Versen. Nach der Krankheit hatte er die Fertigkeit, über jedes Thema in Versen zu reden.

VII.

Aphorismen und Sentenzen.

Paracelsus herrliche Worte über Hippokrates dürften unstreitig wohl das Schönste sein, was über diesen gesagt worden, allein es gilt von ihm selbst nicht minder. Paracelsus sagt nämlich: Hippokrates ist gestorben vor der Kunst. Sie ist lang, das Leben kurz. Das Suchen ist bei ihm gewesen, das Donum finis aber ihm nicht gegeben worden. Blickt man auf die Entwicklung unserer Kunst in der großen Vergangenheit seit Paracelsus bis auf die Gegenwart, so wird man wohl zugeben, daß Paracelsus nicht minder vor der Kunst gestorben ist.

Alles, was zur geistigen Bewegung anregt, möge auch die bewegende Kraft sein, welche sie wolle, Irrthümer oder bestimmte Muthmaßungen, instinctmäßige Divinationen oder auf Thatsachen gegründete Schlußfolgerungen, Alles führt zur Erweiterung des Ideenkreises, zur Auffindung neuer Wege, zur Vervollkommnung der Wissenschaft und der Erkenntniß überhaupt.

A. v. Humboldt.

Wenn man sieht, welche Macht die Zahlen auf die Einbildung der Menschen ausüben, sollte man meinen, sie seien alle Pythagoräer.

Jean Paul.

— Noch Niemand entfloh dem verhängten Geschick,
Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber bauend vollenden.

Schiller.

— Es ist ein groß Ergötzen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weitgebracht.

Goethe.

Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten, ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren.

Goethe.

Der Name „Mensch!" Er schließt in seinem Rahmen
Den Inbegriff von Krankseln und Gesunden,
Von Wonnetagen ein, und Thränenstunden,
Vom Staubgemeinen wie vom Wundersamen.

J. G. Seidl.

— Es ist und bleibt unsere höchste Bestimmung, in unserem Organismus stets das Bild der Göttlichkeit im Rahmen der Menschlichkeit dargestellt zu betrachten. Welch' ein Chaos von Stärke und Ohnmacht, Größe und Winzigkeit, Würde und Beharrlichkeit, Weisheit und Wahnsinn im Menschen liegt, welch' eine Doppelwelt die himmelhochgeborne Seele, deren Stammbaum der Ewigkeit vermählt ist, und das staubentwundene Alltagsgeschöpf dem Leibe, in dessen Adern das Blut thierischer Triebe rollt, in uns ausmacht, ist aus jetzigen Handbüchern der Physiologie wahrhaftig nicht zu lernen. Mag uns die Physik und Chemie noch zehn Mal soviel Hülfsmittel für die objective Erkenntniß des Menschen liefern, als wir seit zehn Jahren schon so überreichlich von ihr erhalten, das Menschenleben wird doch nie ergriffen, sondern immer nur begriffen werden müssen; denn der Mensch in allen seinen Richtungen soll einmal nach dem Plane des ewigen Weltgeistes stets ein lebendiges Fragezeichen, ein unendlicher Gedankenstrich — ein Räth-

sel bleiben, dem nur der Tod die vollständige Auflösung giebt.

J. J. Sachs.

(Zu den ärztlich religiösen Tendenzen der Gegenwart im mediciniſchen Almanach für 1840.)

In der Medicin ſehen wir auch nach allen Seiten hin das Streben nach genetiſcher Erfaſſung derſelben, nach der Harmonie der menſchlichen Natur, nach Wiſſenſchaftlichkeit überhaupt ſich geltend machen wollen. Dieſes iſt die neueſte Richtung, ihr gegenüber das Alte und Neue, alles Dreies in chamäleontiſchem Farbenwechſel. Vergangene, gegenwärtige und zukünftige Elemente ruhen und bewegen ſich neben- und untereinander. Empirie, Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaftlichkeit ringen miteinander, und jede ſagt zu den beiden andern: kommt her und folget mir. Dieſe verſchiedenen Partheien ſind vielfach unter ſich ſelbſt wieder dysharmoniſch; und wenn in der Erfahrung und den mehr oder weniger ſubjectiven Theorien und Theoriechen auf allgemeine Anerkennung gepocht wird, ſo erſcheint ihnen gegenüber das wiſſenſchaftliche Streben mehr nur als ein Suchen, denn als ein Haben. Es gilt das Wort von Fichte: „keine Begränzung, kein Sehnen; kein Sehnen, keine Begränzung.“ — Außer dieſen drei Richtungen, zu denen ſich noch freundlichſt der Chor des Eklekticismus geſellt, giebt es eine große Schaar, welche in behaglicher Ruhe im Hafen das Leben verdehnen. Nicht die ſchwellenden Segel, nicht der günſtigſte Wind können ſie verlocken, einer wiſſenſchaftlichen Entdeckungsreiſe ſich als Gefährten anzuſchließen; ſie bleiben ruhig und ſagen: ich finde hier mein ſicheres, hübſches Brod, bei eurer Fahrt kommt nichts heraus! warum mich auf die ſchwankende, ungewiſſe See des Wiſſenſchaftlichen begeben. Sie haben Recht. Sie ſind nothwendig im Hafen, ſie machen ſich dort ſehr nützlich und ſind wohl glücklicher als ſelbſt die Muthigſten welche begeiſtert ſingen:

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgezezeichnet Du siehst,
Mache Dir selber Bahn!

Und in der That scheint großer Wirwarr auf der einen und Lauheit auf der andern Seite das Charakteristische der Gegenwart in der theoretischen Medicin zu sein.

Damerow
in seinen Elementen der nächsten Zukunft
Berlin 1839.

Nec pudebit, sicubi erro, discere; proinde quisquis haec leget, ubi pariter certus est, pergat mecum; ubi pariter haesitat, quaerat mecum; ubi errorem suum cognoscet redeat ad me; ubi meum, revocet me. Sic enim debent agere omnes, qui rei obscurae veritatem investigant.

Riolanus, de circul. sang. monit. ad lect.

— Man muß mit der Natur langsam und laßlich verfahren, wenn man ihr etwas abgewinnen will. Goethe.

— Aliud est curare, aliud sanare; multi sanantur nec curati.

Boër.

— *Ὁ βίος βραχύς, ἡ δὲ τεχνη μακρὴ, ὁ δὲ καίρος ὀξὺς, ἡ δὲ πεῖρα σφαλερὴ, ἡ δὲ κρισις χαλεπή.*

Hippokrates.

Die Philosophie hat besonders von den Aerzten zu leiden, welche wähnen die Medicin habe es nur mit dem Leibe und der Materie zu thun, der Geist, das Immaterielle gehe sie nichts an, sie brauchten daher keine Philosophen. „Es muß auch solche Käuze geben," die Geschichte übernimmt ihre Recht-

fertigung; schwer ist ihnen übrigens beizukommen von der Philosophie, da kein Weg des Geistes zu ihnen führt. — Die Philosophie gleicht der höheren Grazie, von welcher Winkelmann sagt: „sie biete sich nicht an, sie wolle gesucht werden; ihr Wesen sei zu erhaben, um sich sehr sinnlich zu machen, dem Pöbel erscheine sie kalt und störrisch, mit den Weisen allein unterhalte sie sich, sei eine Gespielin aller Götter, und wie die Venus Urania von der Harmonie gebildet." Möchte nur die Philosophie diese Liebe für harmonische Bildung wecken bei jenen Aerzten, es wäre genug geschehen für's Erste; die Liebe zur Weisheit wenigstens, was ursprünglich Philosophie war, wäre in ihnen wach geworden, und mit ihr der Trieb nach Wahrheit und Wissenschaft, in welcher Beziehung sie auch wohl „Heimweh" genannt ist, der Trieb nämlich, überall zu Hause zu sein. — Aber die Philosophie weckt nicht nur den Sinn für wissenschaftliches Studium, sondern sie lebt und waltet in und über Allem was auf Wissenschaftlichkeit irgend Anspruch macht. —

Damerow
in seinen Elementen der nächsten Zukunft
Berlin 1839.

Spinoza antwortete auf die Frage: Warum Gott nicht alle Menschen so geschaffen habe, daß sie blos nach der Führung der Vernunft gelenkt würden? — „Weil es ihm nicht an Stoff gebrach, Alles von dem obersten bis zum untersten Grade der Vollkommenheit zu erschaffen, oder weil die Gesetze seiner Natur einen solchen Umfang hatten, daß sie hinreichten zur Hervorbringung alles dessen, was ein unendlicher Verstand sich nur vorstellen kann."

Cuvier sagt: „En un mot, la méthode naturelle serait toute la science et chaque pas qu'on lui fait faire approche la science de son but."

Das Theoretisiren drängt sich gar oft denen auf, welche sich dagegen sträuben, da es dem Menschen zu natürlich ist, den Gründen des sinnlich Beobachteten nachzuspüren, jedem auf seine Weise. — Die Theorien sind nichts anderes, als Thaten des Gedankens; es sind die Arbeiten: das Unbegriffene zum Begriff, das Wahrgenommene zur Erkenntniß, die Erfahrung zur Wissenschaft zu erheben — überall das eine Streben des Geistes, sich durch sein Organ, das Denken, Rechenschaft zu geben von der Wahrheit dessen, was er in der Medicin erlebt und erfährt. Wer dies Streben ablegt, legt den eigentlichen Charakter der Menschheit ab, er ist ein geistloser Empiriker — und diese Gedankenlosigkeit ist das eigentliche Wesen des reinen Brodstudiums. „Aber Mehl kann man nicht säen, es ist nur gut und schmackhaft für einen Tag." Von Solchen gilt, was Schelling sagt: er kann keinen Funken Achtung für sich haben, da er sich selbst nur als Mittel betrachtet zu irdischen persönlichen Zwecken und Nutzen. Er kann das Empfangene nicht richtig anwenden, nichts selbst construiren, ist überall verlassen. Er faßt nur auf, was selbst keinen Geist hat. Alles erscheint ihm nur zugänglich als Besonderes, daher ist er ein geschworner Feind jeder im Allgemeinen gemachten Entdeckung ꝛc." Einem solchen „Brodgelehrten" ruft Schiller mit Dichterzorn zu: „Beklagenswerther Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Tagelöhner mit dem schlechtesten, der im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sclavenseele mit sich herum trägt!" —

Damerow
in seinen Elementen der nächsten Zukunft
Berlin 1839.

Allgemeine Lehrsätze stehen in ihrem Einflusse auf die Praxis viel weiter ab, als man es gewöhnlich annimmt, und es ist in der That weit öfter der Fall, daß eine schlechte Pra-

xis eine schlechte Theorie erzeugt, als daß eine schlechte Theorie eine gute Praxis verderbe. Ja es bietet dem unbefangenen Beobachter sogar einen an das Komische grenzenden Anblick dar, wie neue Lehr- und Glaubensmeinungen neben dem alten Verfahren vorbeizuziehen suchen, oder beide, einander gar nicht bemerkend, ihre Wege fortgehen, oder ihre Unverträglichkeit mit einander allerdings unheimlich fühlen, sich gegenseitig zu bestechen und zu täuschen unternehmen, und zwar mit vollkommen entsprechendem Erfolge. So haben es Viele gehalten mit dem Brownianismus, als er als Lehre eindrang, so halten es jetzt Viele mit ihm, da er in der Praxis fortbesteht und nur als Lehre desavouirt wird. Ja, ist denn wohl bei allem doctrinellen Wandel, in Frankreich z. B., die heutige Praxis (mit Ausnahme der Blutegelwirthschaft) eine wesentlich andere, als vor funfzig Jahren? Oder ist es in England anders? Wer sich hiervon überzeugen will, der betrachte nur einmal das praktische Verfahren der ausgezeichnetsten Aerzte beider Nationen, Andral's und Abercrombie's, abgesehen von ihren theoretischen Ansichten, und wahrlich, es wird sich wenig Grund finden, hieraus einen Rückschluß auf ihre in mannichfachen Beziehungen so höchst bedeutenden wissenschaftlichen Unternehmungen und — Neuerungen zu machen.

L. W. Sachs.

VIII.

Anekdoten.

Im Ramslauer Wochenblatt vom Januar 1840 liest man folgende Anzeige: „Die fünfte Niederkunft meiner Frau, die Geburt des zweiten Zwillingspaares, des vierten und fünften Mädchens, des sechsten und siebenten Kindes, so wie den Tod des letztgebornen, das fünf ältern Geschwistern folgte, zeige ich allen Theilnehmenden an."

Der englische Arzt, Cheyne, erzählt von einem Kapitän, Namens Townshend, der die Bewegung des Herzens ganz willkührlich hemmen konnte. Er machte einmal einen Versuch in Gegenwart des Herrn Cheyne und zweier seiner Freunde. Er fiel als todt nieder, ohne Puls und ohne Athem. Als er eine lange Zeit in diesem Zustande geblieben war, wurden die Zuschauer bestürzt und besorgten, Townshend sei wirklich gestorben. Sie wollten eben das Zimmer verlassen, als der vermeinte Todte, der wahrscheinlich ihr Gespräch gehört hatte, seinem Herzen die Bewegung wiedergab, und in Kurzem sich wieder in seinem natürlichen Zustande befand.

Der Salpeter ist kein Mittel, um Liebe zu erregen. Der Kanzler Baco hatte eine besondere Vorliebe für den Salpeter. Er verwendete seinen ganzen Einfluß, um ihn in Aufnahme

zu bringen; er bot alle Aerzte in England auf, um seine Absicht zu unterstützen. Der Salpeter wurde eine Modearznei. Auf den Rath des hohen Mannes wendete man ihn beinahe in allen Krankheiten an und nahm ihn selbst bei der besten Gesundheit als Präservativ. Aber die Damen vertrieben gar bald diese Mode. Sie bemerkten, daß ihre Eheherren, seitdem sie Salpeter brauchten, ihnen wenig Vergnügen machten. Sie waren so erbittert auf den Kanzler, daß sie ihm gern die Augen ausgekratzt hätten. Einige, die vielleicht für die Freuden der Liebe mehr Reizbarkeit hatten, als sie Verstand besaßen, gingen so weit, ihn der Zauberei oder der schändlichsten Bosheit zu beschuldigen. Wahrscheinlich würden die englischen Damen dem Baco Verulamio verbindlich gewesen sein, wenn er ihnen das Geheimniß der Amerikanerinnen, Liebe zu erregen, gelernt hätte, von dem Vesputius erzählt.

Der Dichter Freiherr von Canitz († 1695 in seinem 45. Lebensjahre) rauchte frühzeitig mit Leidenschaft Tabak. In seinem „Lob des Tabaks" heißt es:

„Des Tabakkrauts güldne Blätter
Wider Pest und Leibeswunden
Sind sie schon bewährt gefunden."

Die güldenen Blätter scheinen jedoch den Dichter weder vor Krankheiten geschützt, noch sein Leben verlängert zu haben. Schon in seinem dreißigsten Jahre überfielen ihn abwechselnd Kolik und Blasenstein, dazu gesellte sich in der Folge das Podagra, dann Schwindel und Engbrüstigkeit, endlich im letzten Jahre die Brustwassersucht. Gegen seine Freunde äußerte er sich in den letzten Tagen: „Ich fange nun an, die göttlichen und weltlichen Dinge mit ganz andern Augen als vormals anzusehen."

Vermuthlich mißbilligte er da die Schlußstelle seines Gedichtes:

„Daß nun ein solch Kraut entsprossen,
Hat den Satan sehr verdrossen.
Er kann ohnedem nicht leiden,
Wenn ein Mensch in stillen Freuden
In sich selbst vergnüget ist.
Drum des Vaters eitler Grillen
Bösen Wunsch*) nicht zu erfüllen,
Schmauch ich als ein frommer Christ. (Sic!)
Er und alle Welt mag toben,
Ich will den Tabak doch loben.“ **)

Ein Arzt — erzählt K. v. Holtey in seinen Briefen aus Grafenort im Freihafen 1839 — hatte dem Ehemann einer kranken Frau aufgetragen, die Nacht bei der Kranken zuzubringen, genau auf sie zu achten, und von Stunde zu Stunde niederzuschreiben, was er an ihr bemerkte. Am nächsten Morgen fand er folgenden Rapport:

Um 9 Uhr war sie ganz erfroren
Um 10 Uhr hat sie die Sohr gebrannt
Um 11 Uhr bekam sie den Schlucken
Um 12 Uhr bin ich eingeschlafen.

Ein Pariser Anatomiker, von Usser, zergliederte ein Cadaver, und behielt sich den Kopf desselben bis zum folgenden Tage vor, den er in einen Winkel des Zimmers stellte. Als er am andern Morgen auf die Anatomie kam, bemerkte er, daß sich der Kopf bewegte, und hin und her wankte. Der Herr Professor fiel bei dieser Erscheinung vor Schrecken in Ohnmacht und stürzte zu Boden, eben so ging es dem Auf-

---

*) Nämlich, daß er das Rauchen unterlasse.

**) Des Freiherrn v. Canitz Gedichte nebst seinem Leben ꝛc., herausgegeben von König. 1734. 2. Auflage.

wärter, der nach ihm ins Zimmer trat. Endlich kamen die Studenten herzu, und erstaunten nicht wenig über den lebendigen Kopf und über die beiden Personen, die als todt auf der Erde lagen, doch hatte Jemand das Herz und gab dem Kopfe mit einem Stück Holz einen so derben Schlag, daß er davon in Stücken schlug, — da fiel eine Ratte heraus, die durch den kühnen Streich zugleich erschlagen worden war; das Thier hatte sich die Nacht in den Todtenkopf verkrochen, konnte sich nicht wieder herausfinden, und machte diese wunderbaren Bewegungen.

Van Swieten genoß außerordentliche Gnade bei der Kaiserin Maria Theresia, dabei war er sehr hart und stolz. Ein junger Arzt hatte sich in Wien oft bei ihm um ein Amt gemeldet. — Swieten sagte: ich werde Sie rufen lassen, wenn der Staat Ihrer bedarf. Der Arzt ging nicht wieder zu ihm. Nach sechs Jahren ließ er ihn plötzlich rufen, und sagte: Gestern ist der Arzt beim Krankenhause gestorben, die Kaiserin giebt Ihnen die Stelle, gehen Sie hin und treten Sie Ihr Amt an. Der Arzt stutzte und antwortete: die Gnade der Kaiserin rührt mich aufs Tiefste, indeß weiß ich, daß schon ein Anderer den Dienst hat, heute früh hat der Doctor B. das Decret selbst von Ihrer Majestät erhalten. Scio tu eris — fuhr Swieten erzürnt heraus, abi. Der Arzt ging nach Hause, ohne sich um sein Amt zu bekümmern. Nach 24 Stunden ward er zu Swieten gerufen, der ihn also anredete: Warum Rebell begiebst du dich dem Befehl gemäß, den ich dir gestern gab, nicht zu dem Amt, wozu dich deine Monarchin beruft? zur Strafe wirst du zwei Tage in Arrest gehen, übermorgen tritt aber bei Ungnade des Hofes den Dienst an, den ich dir gegeben habe. Dem Doctor war wirklich das Decret schon abgenommen worden.

Haller riß sich von der Theologie los, zu der ihn sein Vater bestimmt hatte. — Man tadelte ihn, daß er mit seinen

Patienten zu wenig spräche. Ich kann die Leute nicht über Dinge unterhalten, die sie nicht verstehen, sagte er — freilich mochte dies seiner Praxis nicht zum Vortheil gereichen, da den Herren Alltagsärzten die Natur das an Reichthum der Wörter und Geläufigkeit der Zunge ersetzt hat, was sie ihnen an Gedanken und Verstand entzog. — Als er 1734 um die Stelle eines Arztes im Krankenhause zu Bern anhielt, so wurde er zurückgewiesen. Gerade so wie der große Leibnitz von der Leipziger Fakultät den Repuls bekam, als er Doctor der Rechtsgelehrsamkeit werden wollte.

Haller wurde verkannt und von seinen Mitbürgern verachtet. — Ein gewöhnliches Schicksal großer Männer. — Wien's große Aerzte kannte das Ausland eher, als die Kaiserstadt. — In seiner Vaterstadt Bern spotteten die Leute seiner; wenn er mit seinen Kräutern nach Hause kam, fragte Einer den Andern, ob sich der Herr Doctor Haller eine Kuh halte?

Ein Arzt wurde von einem armen Mann zu dessen kranker Frau gerufen, deutete aber an, er fürchte, für seine Mühe keine Bezahlung zu erhalten. „Ich habe da zehn Thaler," sagte der Mann zu dem Arzt, „und Sie sollen das Geld erhalten, wenn Sie meine Frau umbringen oder heilen." Die Frau starb unter der Hand des Arztes, der nach ziemlich langer Zeit seine zehn Thaler verlangte. Da fragte ihn aber der Witwer: „Heilten Sie meine Frau?" — „Das war nicht möglich." — „Haben Sie dieselbe umgebracht?" — „Bewahre Gott." — „So haben Sie also auch keinen Anspruch auf das Geld."

Den als Arzt und Landwirth rühmlich bekannten Dr. Albrecht Thaer ließ, als er noch sehr jung schon einen ausgezeichneten ärztlichen Ruf hatte, ein sehr reicher Krämer seiner Ba-

terstadt kommen, der ihn mit folgenden Worten anredete: „Sie sollen ja ein überaus glücklicher Arzt sein, aber noch zu jung. Ehe ich Sie annehme, will ich Sie daher mir doch einmal zuvor erst recht ansehen.“ Th. stellte sich hierauf kerzengerade vor ihm hin und fragte, nachdem er einige Augenblicke gestanden: „Haben Sie mich nun hinlänglich von vorn gesehen, so sehen Sie mich auch von hinten.“ — Damit kehrte er sich um und schritt unaufhaltsam zur Thür hinaus.

Bei dem Verleger dieses ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und Oesterreichs zu haben:

Alexander Puschkin's Dichtungen

Aus dem Russischen übersetzt

von

Dr. Robert Lippert.

Zwei Bände. Brosch. Rthlr. 2. 12 gr.

Inhalt dieser zwei Bände:

Erster Band:

Dedication an den Herzog von Leuchtenberg.
Zueignung.
Der Gefangene am Kaukasus.
Die Zigeuner.
Der Springbrunnen von Baktschisarai.
Das Räuberbrüderpaar.
Poltawa.
Graf Nulin.
Das Mährlein vom mächt'gen König, Herrn Silvan und seinem Sohne, dem tapfern und edlen Ritter, Fürsten Harald, wie auch von der wunderschönen Schwanenprinzessin.
Boris Godunoff.

Balladen.

Der Husar.
Der Woiwode.
Budris und seine Söhne.
Die beiden Raben.
Serbisches Lied.
Der Feldherr.

Zweiter Band:

Gespräch zwischen Buchhändler und Dichter.
Eugen Onägin. Acht Bücher.
Der steinerne Gast.
Die letzten Augenblicke Puschkin's.

Der durch mehrjährigen Aufenthalt in Rußland und gründliches Studium mit der russischen Sprache und den Eigenthümlichkeiten der Sitten und des Charakters des russischen Volkes vertraute Verf. unternahm es, durch die poetische Bearbeitung der gefeierten Dichtungen Puschkin's, denselben einen noch größeren Kreis von Lesern zu verschaffen, als dieß bereits in dem Vaterlande des Dichters der Fall ist. Es ist daher zu hoffen, daß eine getreue deutsche Uebersetzung in den Ländern, wo man Sinn für wahre Poesie hat, jede Anerkennung finden wird.

Deutschlands jüngste Litteratur- und Culturepoche.

Charakteristiken

von **Hermann Marggraff.**

gr. 12. 1838. brosch. 2 Rthlr.

„Die Zerwürfnisse unserer Literatur, die sich in der kritischen Rich-

tung derselben am schärfsten aussprechen, hat der Verfasser historisch zu entwickeln und in ihrem Ursprunge, ihren Verzweigungen und wahrscheinlichen Folgen darzustellen versucht. Man muß bekennen, daß Marggraff mit all' dem Ernste an seine Arbeit ging, die vorzugsweise dem deutschen Literaten eigen ist; seine Zusammenstellung zeugt von der umfassendsten Belesenheit, sein Urtheil von einem durchdringenden Verstande, seine Anordnung von Kenntniß und Geschmack, und so sehr man im Anfange über den Umfang des Buches erstaunen mag, man wird bei näherer Betrachtuug zu der Erkenntniß genöthigt, daß die Masse des Gegebenen sich nur bei der sorgsamsten und zweckmäßigsten Gedrängtheit, in diesen kaum einzwängen ließ."

(Blätter für die Literatur und bildende Kunst. 1839. No. 4.)

Neuere Geschichte
der poetischen
National-Literatur
der Deutschen
Von
G. G. Gervinus.
Erster Theil.
Von Gottsched's Zeiten bis zu Göthe's Jugend.
gr. 8. 38 Bogen oder 608 Seiten. Rthlr. 3. 6 Gr.

Seit zwei Jahren wurde dem Erscheinen der neueren Literatur dieses Werkes sowohl von den Gelehrten als besonders auch von dem gebildeten Publikum, welchem es um unsere deutsche Literatur Ernst ist, entgegengesehen, und es ist nicht zu bezweifeln, daß durch die großartigen historischen Forschungen, an welche der Verf. den besten Theil seines Lebens setzte, ein neuer Weg zur Beurtheilung unserer schönen Literatur gebrochen und dieses Buch zu einem wahrhaften deutschen Nationalwerke erwachsen ist.

Der Verf. hat diesen Band in folgende Abschnitte eingetheilt:

Regeneration der Poesie unter den Einflüssen der religiösen und weltlichen Moral, und der Kritik.

Ueberblick. — Gottsched und die Schweizer. — Die Verfasser der Bremer Beiträge. — Klopstock. — Christliche Dichtung nach Klopstock. — Preußens Theilnahme an der poetischen Literatur. — Wieland. — Lessing. — Schauspiel.

Umsturz der conventionellen Dichtung durch Verjüngung der Naturpoesie.

Periode der Originalgenies.

Preußen. — Winkelmann, Hamann, Herder. — Der Rhein. — Goethe's Jugend bis Lenz und Klinger.

Encyklopädisches Handbuch

der

gerichtlichen Arzneikunde

für Aerzte und Rechtsgelehrte.

In Verbindung mit Dr. *Fr. E. Flachs* zu Dresden, Dr. *C. G. Lehmann* zu Leipzig, Dr. *R. J. A. Martini* zu Wurzen und Dr. *C. G. Schmalz* sen., Physikus zu Dresden.

bearbeitet und herausgegeben von

Dr. Friedr. Jul. Siebenhaar.

königl. sächs. Bezirksarzte zu Dresden.

Zwei Bände. gr. 8. 1839. 40. cartonnirt 7 Rthlr. 4 gr.

In **Schmidts Jahrbüchern** spricht sich Hr. Dr. P. J. Schneider in Offenburg über das Werk so aus:

„Die vorliegenden Hefte (das Werk erschien früher in Heften) dieser Encyklopädie zeichnen sich ganz vorzüglich aus durch *gründliche Bearbeitung*, *klare und lichtvolle Darstellung* und *erschöpfende Behandlung* der einzelnen Artikel, ohne in ermüdende Extravaganz auszuarten, ferner durch die wirklich sorgfältige Auswahl der besten litterärischen Quellen, und möglichst praktische Brauchbarkeit. Namentlich sind folgende Artikel im *zweiten* Hefte:

Blutfluſs, Blutlungenprobe, Blutunterlaufung, Brand, Brandstiftungstrieb, Brustverletzungen, Ehestandsfähigkeit, Ei, menschliches, Empfängniſs, Empfängniſsfähigkeit und Entzündung;

im dritten Hefte:

Ergiesung in die Körperhöhlen, Erhenken, Ersticken, Ertrinken, Erweichung, Färbung der Organe in Leichen, Fäulniſs des Leichnams, Fallsucht und Fallsüchtige, Fieberwahnsinn, Frucht, menschliche, Gasarten, Geburt, Gefäſsverletzungen, Gelüste, und Gemüthsbewegungen.

mit einem solchen besondern Fleiſse, solcher Sorgfalt und Gründlichkeit abgehandelt, daſs diese Encyklopädie sich in der That als sehr vortheilhaft documentirt, und sie, wenn die fernern Hefte derselben in demselben Geiste fortgesetzt werden, woran übrigens gar nicht zu zweifeln ist, als ein **höchst gediegenes und vollkommen praktisch brauchbares Werk mit vollem Rechte anempfohlen werden muss.**

Die menſchliche Stimme

und ihr Gebrauch

für

Sänger und Sängerinnen

dargeſtellt

von

Giacomo Bisozzi.

Mit einer Tafel lithographiſcher Abbildungen.

12. 1838. broſch. 12 gr.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.